XIV. Jahrg. Berlin, den 30. Dezember 1905. Nr. 13.





Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.



Berlin, den 30. Dezember 1905.

Moritz und Rina.

Kreffin, Christabend 1905.

Liebster! Bester?

Noch lange nicht Vier; aber dunkel wie der Sinn adolfischer Orakelsprüche. Deshalb resolut: Abend. Und allerhöchste Eisenbahn, zu Rande zu kommen; sonst kriegst Du womöglich erst am Stephanustag Dein Theil (und wärst, eisgrauer Römer, im Stande, mir vorzuschwindeln, die angestammte Weihnachtepistel der greisen Schwester sei vermißt worden). Das Substantielle ist ja, mit Tutchens Hilfe, zu rechter Zeit weg. Da in meinen Jahren nicht mehr Sinn für Ueberraschungen, nur das Gefiederte und Geschuppte, wie immer; die übliche Landkiste (die in Eure Weltstadtherrlichkeit mit Borchardtstillleben eigentlich paßt wie Spanferkel zu Cohns). Eure steht noch unausgepackt unten. Kam mit der Mittagspost. Traue mich nicht recht heran. Bedenkliches Format. Wenn sehr groß, weiß ich wenigstens, daß kostbar Stoffliches, Pelz etc. pp. Aber ziemlich klein und deklarirter Werth: ahne Fürchterliches. Nous verrons; nachher, wenns an den Aufbau geht. In anderen Jahren hätte Miezens Neugier mir nicht so lange Ruhe gelassen. Onkels Bescherung: dagegen kommen wir nicht auf. Diesmal! Weiß, glaube ich, kaum, daß Christnacht im Kalender. Seit drei Tagen ganz Pommerland für sie in Lichterglanz. Denn der Herrlichste von Allen ist hier. Dein Schwager bestand darauf. Erstens sei mit dem Mädel sonst doch nichts Fideles anzufangen (stimmt) und zweitens in guten alten Familien Sitte, den Eidam mal an einem der großen Kirchentage bei sich zu haben, um ihm Nieren zu prüfen. (Zum Schreien; le voyez-vous als Wahrer alter Adelssitte und frumber Kirchenregel, als Einen, der die Kindlein katechisirt?) Natürlich lachte ihm in die Zähne; gab mich aber drein. Schon

des Mädels wegen, das nun, versteht sich, nur für Ihn Augen hat. Toujours lui. Und muß sagen, daß der Unwahrscheinliche einen sehr netten Ton mit den jungen Leuten findet. Plural: denn auch unser Junge ist da. Wenn ich an den Jammer der vorigen Weihnacht zurückdenke! (Und an Dein famoses Benehmen; gar nicht gutzumachen.) Wieder kein Schnee. Der häßlichste Nieselregen und der Hof eine Pfütze. Aber drei gesunde, glückliche Kinder im Haus. Beim Christlicht besehen, doch „gebenedeit unter den Weibern". Der Schatten fehlt ja nicht. Die Kleine haben wir zum letzten Mal unterm Baum, dessen Schutzengel schon auf sie herabsah, als noch kurze Kleidchen und Schleifen im Haar; und der dumme Bengel macht auch so komische Augen, wenn von Hochzeit und Hausstand die Rede ist. Er wird doch nicht etwa? Item, noch hat man die Küchlein beisammen und die alte Henne gluckst Wonne. Sehr feierlich das Abendmahl mit den beiden hübschen Jünglingen von Gardemaß (unserer ist ein Bischen größer) in Königs Rock. So alt wie der Marinirte wäre Erich jetzt gerade, wenn er lebte. Friede auf Erden! Gestöhnt darf heute nicht werden.

Friede auf Erden! Meine drei Geharnischten sind, weiß Gott, nicht friedlich. Schlagen von früh bis spät Schlachten. Und der Landwehrmajor, der seit Jahrzehnten doch nur Flaschenbatterien gestürmt hat, mimt hier den unter der Muskete Ergrauten. Ein Fabelmann. Jeder Lage gewachsen. Jetzt jeder Zoll ein Kriegsmann. Macht sogar in Strategie. Kramt Karten aus, schwadronirt von Soll- und Iststärke, von Japanertaktik und Verkohlung auf hoher See, daß mir die Augen übergehen, und thut, als wisse er zu Land und zu Wasser Bescheid. Oyama plus Togo. Mir immerhin lieber als in der Zeit seiner politischen Rötheln. Bis in die Puppen eingebildet; aber standesgemäß. Himmlisch die beiden Jungen, die einander vorher ja nur, auf Wunsch, brieflich behandelt hatten. Zuerst mißtrauische Beriechung und steife Artigkeit. Den hohen Kragen beknabbern die Wasserratten ja gern; fühlen sich privilegirt und behandeln, als Männer der feuchten Zukunft, die dürren Sandhasen wie braves Volk, das man, um Gottes Barmherzigkeit willen, seine unnützen Spielchen noch eine Weile forttreiben läßt. Unserer in guter Haltung; doch Mutter merkte, wie schlecht ihm das Fischige schmecke. Giebt sich, meinte der nie Besiegte; Heer und Flotte immer brouillirt, noch vor Port Arthur wie vor Trafalgar; die Beiden kommen aber zusammen. Das war am ersten Abend sein Trostspruch; nach einem Familiensouper, bei dem es verlegene Pausen und überlegenes Lächeln gab und die Stimmung nicht auf Stubentemperatur kam. Nach dem Frühstück (für die Marine war, zu Tutens Entsetzen und Miezens Entzücken, Thee mit ham and eggs aufgefahren; also vollkommene Revo-

lution am stillen Herd zur Winterszeit) gingen die Drei auf die Birsch: und kamen, viel zuspät, als Blutsbrüder zur angebrannten Suppe heim. Von dem Stabsoffizier wunderts mich nicht. Der macht hinter neue Menschen immer gleich einen dicken Punkt oder ist frère et cochon und ich zittere, wenn er über Land fährt, jedesmal, ob mir nicht was Unmögliches als feinste Nummer an den Eßtisch geschleppt wird. Der Kleine aber ... Na, kennst ihn. Eh Der sich ausschält, wird das älteste Suppenhuhn weich; die dünne Haut (von wem hat er die wohl?) ist siebenfach mit Reservetüchern umwickelt. Und diesmal das Herz auf der Zunge. Als hätte er mit dem Goldlitzigen schon die selbe Muttermilch (Pardon!) getrunken. Mich freuts und Marie strahlt; ob der Wasserheld auch ihrem Bruder und Abgott gefallen werde, war ja ihre große Sorge. Seitdem operirt Heer und Flotte gemeinsam. Tag und Nacht. Einfach nicht ins Bett zu bringen. Gestern war Frankreich am Verbluten, aber die englische Blokade noch recht lästig. Gegen Eins machte ich energisch Schluß; wenns so lange gegangen war, konnten wir auch die paar Stunden in den Posen noch blokirt bleiben. Heute beim Breakfast (an so landesverrätherische Ausdrücke gewöhnt Einen diese Einquartirung) hatte der Schwiegerliche ausgekniffelt, die Geschichte sei überhaupt nicht so schlimm. Alles unbedingt Nothwendige bequem über Land zu haben. Handelsflotte könne gemüthlich unter fremder Flagge fahren. Dafür, daß ein Haufe englischer Kasten zusammengeböllert werde, wolle er bürgen. Unserer holte inzwischen peu à peu zwanzig Milliarden von den Franzleuten, denen er, mit Messer und Gabel in der Spickgans, vorher schnell in Paris den Frieden diktirt hatte. Wir Frauenzimmer bekamen 'ne Haut wie die Rügenwalder und des Mädels Backen waren auch so roth, als kämen sie aus der Räucherkammer. Zur Ehre des Fabelhaften: er winkte ziemlich kräftig ab. So schnell schießen die Preußen nicht. Unsinn, zu glauben, Frankreich sei heute wie 70. Bis an die Zähne gerüstet, das beste Feldgeschütz, Elan wie in der größten Zeit und der letzte Mann seit Monaten marschfertig. Würde höllisch saure Arbeit geben. Und kein Moltke (höchstens ein talminer), die Kommandirenden aus der Adjutantur, kein bewährter Feldherr, die Gefahr der bekannten Impulse (hörst ihn, nicht wahr?) und nicht, wie damals, deutsche Einheit und Kaiserkrone als Ziel. Wenn der Soldat von heute nicht durch Begeisterung vorwärtsgetrieben wird, kriegt man ihn auch mit der flachen Klinge nicht an den Feind. Keine Illusionen! Der Franzmann wird seine Haut theuer verkaufen. Und wie es auf dem Wasser kommen könne, gar nicht abzusehen. In Kiel wimmeln die Pessimisten. Disziplin durchaus nicht überall so, wie mans wünschen müßte; vielleicht nicht übel, wieder mal strammen General

ins Marineamt zu setzen, wo das Ruhebedürfniß etwas stark geworden und schon viel zu lange ‚Maul halten‘ als Parole ausgegeben sei. Auch Material nicht über alle Zweifel erhaben. Techniker unter Druck allerhöchster Initiative, während doch gerade da, wo jede Erfahrung fehlt, absolutes Regiment der Sachverständigsten nöthig sei. Abneigung gegen die drei Böden, deren Wichtigkeit erwiesen (von wegen Torpedos), zu viel Raum für überflüssige Repräsentation; und die Minen ... Hier schnappts nun. Weils Dich am Ende einen Augenblick interessiren könnte, habe ich die Kritik des Unermeßlichen so ungefähr mit seinen Worten gegeben; weiter langts aber nicht: würde zu wilden Blödsinn schreiben. Vielleicht ist schon das Seine von diesem Kaliber. Woher soll ers haben? Wenn ich ihn frage, wo der Löffel zu all der Weisheit liege, heißts: „Womit, Herzchen, beschäftige ich mich denn den ganzen Tag?“ (Wirklich: Herzchen! Noch dazu unter vier Augen, wo die Komoedie doch nicht mal zieht.) Als ob man sich so schwierige Sachen aus Büchern zurechtschmökern könnte! Ganz gut aber, daß er der Jugend, gegen die Steinmetz im forschen Draufgehen ein schüchterner Waisenknabe, den Standpunkt klarmacht.

Siehts denn wirklich so böse aus? Thronrede nebst Fortsetzung klang ja maëstoso, doch nicht eigentlich beunruhigend; mehr marcia funebre als Fanfare. Und seitdem immer Heiteres von der Wetterwarte. Austausch friedlicher Betheuerungen mit den p. t. Engländern. So viel Verwandtenzärtlichkeit, daß ich, offen gestanden, schon die Nase voll habe. Wenn ich dann aber meine feinen Knaben hier höre! Blutdürstige Wüthериche. Schließlich müsse Armee doch wieder mal zeigen, daß noch auf der Höhe; in ewiger Unthätigkeit verlerne die gepanzerte Faust das Dreinschlagen. Mit solchem Vorkgemurr liegt Meiner mir nun in den Ohren. Und der Andere brennt drauf, daß seine Kähnchen ins Feuer kommen, damit die Landsmannschaft sie ernst nehmen lerne. Na ja; aber darum Europa in Flammen? Wenns brenzlich zu riechen anfängt, spürt Unsereins erst, was in dem Töpfchen schmort und wie schlecht den alten Tagen die Suppe schmecken würde. Der Bengel zwischen Metz und Paris, der Eidam irgendwo im Kanal: lieber schon im Erbbegräbniß als solche Nächte! Der Herr mit der Denkerstirn erklärt freilich, daß er auf den Zopf nicht beiße. „Kein Gedanke an Krieg. Wenn Die oben Feuer schreien, ist schon längst der letzte Löschwagen im Schuppen.“ Hat aber zu oft falsch prophezeit, als daß noch mit Unfehlbarkeit hausiren dürfte. Brüderlicher Diplomatenweisheit würde man eher vertrauen (trotzdem auch nicht mit zehnjähriger Garantie und manchmal daneben getroffen); die wird armen Verwandten, kleinen Leuten vom Land, aber nur alle Jubeljahre einmal spendirt.

Merkst wohl, daß nicht recht in steam. Gar nicht für Politisches aufgelegt; vielleicht, weil nichts höre und zum Räthselrathen zu mürb. Hier kümmert Jeder sich nur um das Nächste. Wie der neue Zolltarif wirken, ob man übers Jahr noch theurer rauchen und bei Erbzufällen (gehören ja nicht immer zu den glücklichen) dem verehrten Reich steuerpflichtig sein werde. Stimmung im Allgemeinen nicht schlecht; natürlich: Zeitungen predigen jeden Tag Zufriedenheit. Holde Eintracht, süßer Friede. Auch Kuno, der Allwissenheit posirt, brachte nichts von Belang mit. Eitel-Fritz solle nach Braunschweig; Nachfolger Albrechts (dem, scheint mir, mans aber nur zu Gunsten des angestammten Cumberländers abnehmen könnte). Viel Gerede über plötzliche Abberufung des Grafen Lambsdorff, der nur zwei Jahre Militärattaché in Petersburg, also knapp eingearbeitet sein kann. Jetzt durch Militärbevollmächtigten ersetzt: General von Jacoby (Der Junge, der sämmtliche Personalien an der Schnur hat, wußte sofort Bescheid: Erste Garde; 92 dienstthuender Geflügelter bei S. M.; dann Militärattaché in Rom; nach 99 kurze Zeit Abtheilungchef bei den Kamesinenen; 1901 Kommandeur der Achtziger in Wiesbaden, die höllisch gefuchtelt haben soll; zuletzt Neunte Brigade. Kann trotzdem hoffentlich Russisch; sonst einfach nitshewo. Auch der Selbstherrscher a. D. hat seinen berliner Mann abberufen, wie aus Hofbericht hervorging. Zeitungen merkwürdig schweigsam über dieses Miniaturrevirement. Euer Hochgeboren werden ja den Chiffrirschlüssel haben. Das so ziemlich Alles aus Kunos Koffer. Mittelmeerreise; und für Budde, der leider nicht gesund, ein Bürgerlicher aus Bremen vornotirt. Uns fehlt also jeder tuyau. Die lieben Parlamente sagten mir, mit all ihrer Geschwätzigkeit, nichts. Von Jahr zu Jahr langweiliger. Weiß nachgerade, daß der angenehme Herr Bebel abgekanzlert wird, und möchte endlich Thaten sehen. Bußsermon Deines Posadowsky fiel mir auf die Nerven. Der Jüngling sieht den Zweck nicht ein. Heutzutage geschieht wahrhaftig doch genug für die Armen; höchstens darüber zu klagen, daß nicht immer den Richtigen beschert wird. Lächelst? Mir ist nicht danach. Finde, die Welt sah nie so unheimlich aus. Diese Russen! Alles aus Rand und Band. Man ist ja abgehärtet und der Magen dreht sich nicht mehr um, wenn man morgens die Gräuel liest. Was soll aber werden? Verstehe kein Wort mehr von der Geschichte. Bedaure nur unsere baltischen Freunde, die heute gewiß keine Tanne putzen. Und ob es an uns vorübergeht? Die Herbstreise zu Euch, auf die so lange gefreut, hats mich schon gekostet. „Bei den Kursverlusten Berlin? Allenfalls mit dem weißen Stab." So Dein Schwager. Kommt davon, daß ein preußischer Major sich auf Spekulationen einläßt. Wahrer Segen, daß er sich mit

Kind und Kegel (damit meint der Kaiser mir) im Januar loseisen muß; Miezens wegen. Ein Riesenhaufe abzumachen. Schmücke Dein Heim, Monsieur mon frère; und sorge als Sachverständiger dafür, daß wir einen Schimmer haben, was jetzt getragen wird. Ein Bischen was fürs alte Herz wäre mir lieber als alle Fähnchen aus Ersten Häusern nebst passendem Mantel und Pelzstola. Aber Begeisterungstoff liegt gewiß auch heute nicht in Deiner Weihnachtkiste.

Macht nichts. Heute wird nicht Trübsal geblasen. Im alten Jahr überhaupt nicht mehr. „Denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr." (Der Nachsatz von der „Stadt Davids" klang mir schon als Mädchen zu jüdisch.) Ist denn nicht Grund zu Freude und Dank? Draußen sah es 1905 schlimm aus; wir aber dürfen nicht klagen. Alles gesund; nichts Theures verloren. Als wir morgens die Lichthalter ins Tannengrün klammerten und das Mädel mir plötzlich unter Thränen um den Hals fiel, wurde mir ganz fromm zu Muth. Daß man die Brut noch im Nest hat! Nächstes Jahr, wenn wirs erleben, wird der Advent bitter genug. Diesmal wäre es Sünde, zu winseln. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Keine Silbe von Krieg und Kriegsgeschrei darf in der Christnacht über die Lippe. Und wenn der Unaussprechliche unterm Mistelzweig etwa wieder kußlustig wird, will ich, der Kinder wegen, stillhalten wie Justinus Martyr. Die Augen zumachen und denken, daß der Gerechte viel leiden muß. Auch Deine Lotte, mon cher. Der ich mindestens einen dicken Kuß von mir zu übermitteln bitte. (Nicht zu vergessen auch: die Wurst muß noch liegen.) So. Wenn ich nun nicht heraufrase, giebts vor Zehn keinen Aufbau. Schrecklich: Vater und Mutter hat man verlassen, aber der Bruder hält Einen. Verdient er solche Anhänglichkeit? Weiß sie auch nur zu schätzen? Prosit Mahlzeit; und 1906! Und doch bin und bleibe ich bis in die Pechhütte Deine

Nina.

Berlin, Stephanus 1905.

Mater gloriosa! Carina mia!

Unmöglich, festzustellen, was Dich besser kleidet: Sanftmuth oder Rabbia. Als milde Mama wundervoll, doch nicht minder im Zustande der Wildheit, wenn Dein Händchen (Nummer 6 1/4) segnende Blitze über die Preußenerde sät. En tout cas unvergleichlich. Sogar fähig, mir gräulich Irreligiösem Weihnachtstimmung zu schaffen. „Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz." Sagt mein Evangelist, der Sohn der Frau Aja. Und wie Vieles bindet uns Menschenhäuflein, das vom Schicksal auseinandergerissen scheint, für alle

Zeit doch zusammen! Und den Ton dieser Heiligkeit zu treffen, ist von allen mir Bekannten nur Ninetten gegeben. (Lotka hat ein ganz anderes Fortissimo; also nicht petzen!) Der ganze Duft der Kindheit schwingt dann mit. Sehe Dich im Flügelkleid; und mich, mit Adolf, dem Helden, bei Deinen Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen, als, vor fünfunddreißig Jahren, am Stephanustag vor Paris der Befehl kam: Morgen fängt die Beschießung an! Wenn man zurücksieht: verdammt Wenige sind Einem, auch von den Ueberlebenden, von donnemals geblieben; Schwesterchen aber ohne Wank. Und deshalb schwingt der Greisenarm heute den Mistelzweig, als stecke in der grüngoldenen Rinde des Winterszepters wirklich die Zauberkraft der Wünschelruthe, und aus der Greisenbrust steigt ein Gebet für Dich und alles Dir Theure himmelan. Frohlocke nicht! Die Mistel, mit der Höder den Balder schlug, müßt Ihr uns lassen. Die hat Eure Klerisei den Druiden abgeliftet. Die ist mir Aeneens güldenes Reis, Wunciligerla und Kreuzesholz; von allen ehrwürdigen Requisiten der Christzeit mir das liebste, schon weil es das älteste ist, an die Welten Homers, der Edda und des Kruzifixus erinnert, in seinem Gertenleib den unsterblichen Theil alles Menschenmythos verkörpert und viele Seelen zur Gemeinde band. Auf und ab, ab und auf: und alles Helle und Frohe Dir und den Deinen.

Der alte Esel wird rührsälig; nach dem Marzipan nicht zu ertragen. Schnell ins Allerrealste. Eure Festlieferung auf einer Höhe, die unser Dank kaum erklimmen kann. Alles herrlich. Noch herrlicher, daß Ihr kommen wollt. Was, nach übler Oktobererfahrung, aber erst glaube, wenn ich Deine Hochgestalt aus dem „Abtheil" klettern sehe. Moden? Nichts Neues vor Paris. Viel Sammet; auch Tuch und (fürs Theater) Libertysatin; wozu dann Tullehut mit pailletirter Spitzenruche und schwarzem Reiherbusch. Gürte die Lenden in Sammet von der Farbe welker Blätter oder in Tailortuch, hülle Dich in einen langschößigen Mantel oder begnüge Dich mit den trois collets einer Schneiderjacke, wähle Fuchs oder Zobel, kröne Dich mit einem sammetenen Phantasiehut oder mit einer Filztoque: wirst immer hors concours sein; wärst es auch in Kattun. Kommt aber wirklich! Adolfi Gestöhn schreckt mich gar nicht. Dürfte von Verlusten nur reden, wenn zum Verkauf gezwungen wäre. Kann bei seinen Verhältnissen, da nicht nur Fruchtbau, sondern Rentables, aber ruhig abwarten, bis wieder besseres Wetter. Das bleibt nicht aus; wird sich nur, wie ich glaube, nicht lange halten, muß also ausgenutzt werden. Der und spekuliren! Hat nur die feinsten Sachen im Safe und verliert höchstens ein paar Tausend an der Offizier-Vermögensverwaltungstelle (die er partout für solid halten wollte), wenn nicht am Ende auch da noch, vielleicht von

der Toten Hand, eine Stütze geschaffen wird. Thust dem über alle Maßen Geliebten Unrecht, wenn im Jobberverdacht; der getreuste Haushalter unter der Sonne. Uebrigens, was weniger verwunderlich, auch Deinem Bruder: mit Spott über Prophetenkunst. Allwissend bin ich nicht; und auch die mephistophelische Fortsetzung paßt kaum. Aber nicht unterm vorigen Julmond vorausgesagt, daß der „leitende Staatsmann" (so nennt er sich) im Sommer gefürstet wird und daß es in Rußland, sobald man in der Staatsküche europäische Gerichte bereitet, über die Intelligenz hergeht? Ohne Dreifuß und andere Apparate doch alles Mögliche. Hat das Silberhaar aber nicht vor Hohn geschützt.

Will, um mich beliebt zu machen, heute mal biblisch kommen. „Hungert Deinen Feind, so speise ihn; und tränke den dürstenden. Wenn Du Das thust, sammelst Du feurige Kohlen auf sein Haupt." (Römer 12,20). Fest entschlossen; eben so fest allerdings, das Prophetengeschäft aufzugeben. Solltest diesmal ohne Epistel ins neue Jahr. Stimmung zu tief unter Null; konnte nur Weihnachtfrieden stören. Nichts als den Zettel, der zwischen den Kleinigkeiten in der Kiste liegt. Auf die Gefahr, von der Reinette meines armen Herzens in die Wolfsschlucht geworfen zu werden. Die einzig erfreuliche Meldung war in drei Zeilen zu erledigen. Theatererlebniß. Um die auf die Dauer lästige Depression loszuwerden, gehe ich mit der lieben Lotte neulich ins Opernhaus. Vor dem Fest und Figaro: unangenehme Begegnungen nicht zu fürchten. Sehe draußen, daß Streifen angeklebt, also an der Rollenbesetzung irgendwas geändert; achte aber nicht weiter drauf, weil nur Mozarts wegen zur Stelle und die Sterne nicht begehre. Und wen erblicken meine Augen als Gräfin Almaviva? Unsere gemeinsame Lilli Lehmann! Die wir als Pagen und als Susanne genossen haben und die nun Rosinen so meisterlich singt, mit so frischer Stimme, als lebten wir anno Niemann-Mallinger. War, ohne Diva-Mätzchen, einfach eingesprungen und hatte die ganze Mozartsonne in Augen und Kehle, das ancien régime in der Haltung. Glück muß ein junger Mann haben. War eine halbe Ewigkeit nicht in der Oper gewesen: und nun spendirt der Zufall mir diese Wonne. Auch Lotka, die ungern mitgegangen war, im siebenten Himmel. Denn heutzutage ist Alles so verdreht, daß man diese Meisterin, deren Fidelio, Anna, Gräfin und Norma in jeder Saison wenigstens einmal erreichbar sein müßten, seit Jahren nicht mehr in anständiger Umgebung auf der Bühne sieht. Kannst Dir vorstellen, wie ich an Dich dachte. Die Zeit der großen Theaterpassion stand wieder vor dem Auge des soi-disant Geistes. O Du fröhliche! Schwesterlein fein hätte mit uns gejauchzt. Bis Mitternacht von verklungenen Freuden geschwatzt. Das war aber auch Alles. Im Uebrigen ist Dein Knecht

ungenießbar; sich selbst Scheuel und Gräuel. Darum der Entschluß, der edelsten und frömmsten Preußin nicht die Woche des Lichterbaums zu verekeln. Doch die Mischung von Güte und Spott, die Euer Gnaden diesmal zu brauen beliebte, schwemmt alle Gelübde hinweg. Unwiderstehlicher Zwang, den Herzbeutel auszuschütten. Daß es nicht gut enden kann, weiß ich. Plus fort que moi. Die Folgen (und versteht sich, die Kohlen) auf Dein nie greisendes Haupt.

Nie sollst Du mich befragen! Sehe (mit Absicht) keinen Informirten, weiß also gar nichts. Braunschweig möglich; wie ungefähr Alles. Trotzdem die oldenburger Millionen nach den mageren Jahren dort das Land nützlich düngen könnten, wäre ich nicht für den Plan. Kaisersöhne sollen zu Haus (Posen, Danzig, Schleswig) beschäftigt und nicht als Platzwärmer verwendet werden; gäbe auch unnöthigen Lärm bei den Welfen. Vielleicht übrigens nur Schreckschuß, um Cumberland Kunktator zu warnen, für den ja was Hannöversches mit unter den Herzogshut sollte. Auch über die petersburger Sache nicht au feu, wie einer Deiner nichtarischen Standesgenossen zu sagen pflegte. Lambsdorff hatte die wichtige Mission seinem Namen zu danken, den ja auch der russische Auswärtige trägt. Denkbar, daß bei dem raschen Wechsel der Hofcliquenherrschaft ins Fettnäpfchen getreten ist. Oder Wunsch, besondere Intimität dadurch zu zeigen, daß ein General an die Stelle des Majors kommt. Schließlich hat man mit Werder so gute Erfahrungen gemacht, daß man dran denken könnte, Jacoby, dem hoffentlich die mores Ruthenorum kein versiegeltes Buch, den selben Weg zu schicken. Bernhard Werder kam auch aus Erstem Garde und Adjutantur; Militärbevollmächtigter beim zweiten, Botschafter beim dritten Alexander. So gut wie Alvenslebens seliger Erbe machts Jeder. Das Wahrscheinlichste, daß man für alle Fälle (Palastrevolution, Straßenkampf, Fremdenhetze) einen bei S. M. gut angeschriebenen Offizier höheren Ranges an der Newa haben will. Wogegen nichts einzuwenden. Trotzdem jetzt auch vorsichtige Leute annehmen, das Schlimmste sei vorbei und in kurzer Frist auf Ruhe zu rechnen. Das muß wohl auch Witte glauben; seine Politik sonst dunkel wie Tintenflasche. Aber er kennt seine Russen. Kein einheitlicher und zäher Wille; nicht mal ein Marat noch gar ein Robespierre. Ueberhaupt keine Persönlichkeit von Kraft und Kredit. Nur daraus kann ich mir Wittes Taktik einigermaßen erklären. Will offenbar das Geschwür ausbluten lassen und die Entkräfteten dann an eine nicht allzu kurze und straffe Leine nehmen. Ob er zuletzt lachen wird? Moskau scheint gebändigt. Auf einen Autokraten von Nikolais Art war die Sache nicht zugeschnitten. Sitzt seit elf Monaten im Käfig und wagt nicht, auch nur zwischen Kosaken sich dem geliebten Volk zu zeigen.

Unabsehbar. Einstweilen hat der vent de folie nur die Oberfläche aufgewirbelt. Das Geld für die Stadtputsche wird schon knapp und der Fabrikant und Ladenbesitzer läßt sich jetzt nicht mehr so leicht wie anfangs Tribut für die Strikekassen abpressen. Was aber werden wird, wenn die Mushiks in Bewegung kommen und die Armee endlich aus der Mandschurei heimkehrt? Das wissen nur die unsterblichen Götter. Sieben Achtel sämtlicher Nachrichten sind ja erfunden; das achte genügt aber bescheidenem Anspruch. Trotzdem zittere ich nicht für meine Rentenanlage. Sehr große Guthaben im Ausland; ein intakter und sorgsam behüteter Goldschatz; noch keine Reichseinnahme einem Gläubiger verpfändet; und aus jedem Chaos entsteht wieder ein Rußland, das die Schulden des alten Reiches übernehmen muß, weil ihm sonst Niemand mehr borgt. Das ist mein Vers; habe aber nicht das Bedürfniß, ihn Anderen aufzuschwatzen. Labsal, allerlei Legenden sterben zu sehen. In dem Augenblick, wo die Baltischen Provinzen, angeblich kerndeutsches Land, nicht mehr unter Moskowiterdruck, Aufstand lettischen Pöbels. Und ob nach Allem, was seit der Heldenthat des nommé Gapon geschehen ist, wirklich noch ein nicht total Betrunkener an der Ueberzeugung festhält, Rußland brauche, wie das liebe Brot, konstitutionelle Errungenschaften und könne mit ihnen weiterleben?

Von unserem Ach und Weh schwiege ich lieber. Doch infandum, regina, iubes renovare dolorem (was Adolf, mit Vergil auf Du und Du, spielend übersetzen würde, auch wenns Schiller nicht vor ihm gethan hätte). Wirklich: infandum; alle Worte versagen. Alle, die Unsereins über die Lippe bringt. Nur im Jargon der Röthesten wären die richtigen Ausdrücke zu finden. Daß „nicht für Politisches aufgelegt", ist wieder Beweis Deines unfehlbaren Instinktes. Höchste Zeit, ma mie. Wenn Dus in der alten Borussenhitze miterlebt und aufgefaßt hättest, säßest heute nicht behaglich im Feiertagsfrieden. Die Parlamente gab ich schon lange billig. Auflehnung Sachverständiger da nicht zu hoffen, zu fürchten. Tells braver Mann denkt an sich selbst zuletzt. Diese Braven dünkt keine Frage wichtiger als die, wann und in welcher Höhe ihnen die tausendmal erflehten und erdrohten Tagegelder bewilligt werden. Daneben verblaßt alles Andere; schrumpfen alle Probleme kolonialer und internationaler Politik ins Nichts. Und diesmal gab es doch genug von der Sorte. Wenn das Geld im Kasten klingt, läßt sich am Ende sogar über die Finanzreform reden. Keine Diäten: dann arbeiten wir das Pensum nicht auf. Mit dieser wahrhaft patriotischen Drohung, die eine Nothlage des Reiches ausnützt, wird der Vermögensvortheil erstrebt und sicher auch bald erreicht. Die wunden Stellen werden kaum berührt; wagt ein junger Heißsporn (wie, in nicht

ganz fester Rüstung, der katholische Redakteur Erzberger) sich heran, so schauderts bald in seiner Nähe den Reinen. Und selbst dieser kecke Ehrgeiz griff doch nicht nach den größten Gegenständen der Reichspolitik. Welche Lust, Kanzler oder Staatssekretär zu sein! Oder auch nur Vortragender Rath. Die Männer des Kolonialamtes, die nach ihrer südafrikanischen Leistung allen Grund hatten, recht bescheiden zu sein, und die der Dir verhaßte Eugen in gesunden Tagen fürchterlich zerzaust hätte, durften sich wie schuldlos geschmähte Heroen geberden. Auch Adolfens noch besserer Hälfte gab nur Posadowsky Aergerniß. Der war diesmal ein Bischen professoral; und unhaltbar seine Behauptung, Ziel der Sozialdemokratie sei die Klassenherrschaft des Proletariates. Doch sachlich, ernst, anständig im Niveau; keine Applausgier und das Vorgebrachte selbst erarbeitet. Nicht ganz tapfer, den Leuten ins Gesicht zu sagen, daß ihr Gerede keinen Hund vom Ofen lockt? Noch im Irrthum thurmhoch über dem „Leitenden", dessen Kriegs- und Siegestänze mir nachgerade unerträglich. Möchte den Spitznamen des Reichskanzlers loswerden; deshalb ungemein forsche Reden. „Unsinnige Lüge." „Blödsinnige Lüge." Ueber das schäbigste Blatt dürfte ein Unangreifbarer so nicht im Reichstag sprechen; ein Präsident, der die Pflicht fühlt, Wehrlose zu schützen, würde es nicht dulden. Und wer die „blödsinnigen Lügen" bei Licht besieht, findet nur die unklug gewählte Form anfechtbar. Die Durchlaucht aber thut, als sei Alles erfunden, Kriegsgefahr, Kieler Alarmstimmung, Spannung zwischen Onkel und Neffen, und fühlt sich enorm, wenn keine gescheite Frage das Konzept verdorben hat.

Wäre noch hinzunehmen, wenn draußen wenigstens ordentliche Arbeit. Ohne großen Gewinn, aber mit vorsichtiger Wahrung des Status. Vielleicht ists gut, daß darüber jetzt keine Illusionen mehr möglich sind. Jedem, der nicht blind sein will, hat die marokkanische Operation die Augen geöffnet. Caprivi und Chlodwig waren doch ziemlich „minder", wie man in Schwaben sagt; wären in diesen Kahn aber nicht gestiegen. Brauchst nicht zu erschrecken; weder als Mutter noch als Schwieger bedroht. Die feinen Knaben können getrost abrüsten. Adolf der Weise sprach das erlösende Wort. Zu Land und zu Wasser Friede. Sogar détente fast sicher, wenn in England die Liberalen an der Krippe bleiben. Die waren nach außen immer kraftlos und täppisch. Wären nie auf den schlauen Einfall gekommen, in türkischen Gewässern eine Flottendemonstration zu fingern, deren einziger Zweck, dem Sultan zu beweisen, daß Deutschland ihm aus keiner ernsten Patsche helfen kann. In dem selben Augenblick, wo dem anderen Sultan in Nordwest der selbe Beweis geliefert wird. Von der Firma Campbell-Grey sind solche Anschläge nicht zu fürchten. Ob sie sich

aber hält? Als Burenfreund, Kleinengländer und Homeruler hat der Chef eine verwundbare Flanke; die Randleute, denen er die Chineseneinfuhr sperren will, sind auch gegen ihn; und Chamberlain ist kein zu verachtender Gegner. Höchstens darauf zu rechnen, daß auch John Bull, wenn lange auf der rechten Seite gelegen, mal wieder auf der linken liegen will. Inzwischen beeilen wir uns löblich, zu verderben, was irgend noch zu verderben war. Senden aus Versammlungen, die als Jahrmärkte der Eitelkeit nicht uninteressant sind, messages of love über den Kanal. Das Dümmste, was wir thun konnten. Nicht nur, weil, mit Recht oder Unrecht, feierlich erklärt, wir seien grundlos verdächtigt und angegriffen, sondern, weil überhaupt falsche Diagnose großbritischen Wesens. Was sollen die Leute von Alledem denken? Ihr King hat aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht; für den Sohn eines deutschen Prinzen, den Bruder der Kaiserin Vicky alles Mögliche. Ihre Regirung hat den Franzosen Hilfe zugesagt und in Südwest (wo wir ihnen freilich recht unangenehm werden könnten) uns die Hölle heiß gemacht. Ohne daß unser Verhalten dazu Anlaß gab, sagen wir; und in der Thronrede, die wie ein Anklageruf wider Albion klingt, steht, die Beziehungen seien gerade nur noch korrekt. Vierzehn Tage danach aber geht das Betheuern und Werben los. Natürlich auf hohen Befehl aus der Wilhelmstraße. Lassen sichs mit gnädigem Lächeln gefallen. „Ihr habt uns unschuldige Kindlein schändlich behandelt, so schändlich, daß wir uns Hals über Kopf gegen ‚ungerechte und brutale Angriffe‘ (so heißts ja wohl in der Urkunde) waffnen müssen; und deshalb bitten wir nun hoch und höchst, mit uns, die Euch so zärtlich lieben, gefälligst doch wieder gut zu sein." Damit will man Engländern imponiren. Denen sechs Monate lang alle Schuld zugeschoben wurde. Das soll sie Respekt vor Vetter Michel lehren. Stillsitzen, mit steifem Rücken, weder Groll noch Freiergefühle zeigen und warten, bis von drüben die Aussprache gewünscht wird: Das war unter allem Möglichen das Nothwendige. Ist in Germany aber nicht mehr zu erreichen. Der gute Chlodwig kannte wenigstens eine Diplomatenregel: Immer sauberen schwarzen Rock anhaben und den Mund halten. Auch schon vergessen.

Keine Angst: es kribbelt und wibbelt weiter, spricht unser Tröster aus Mark Brandenburg. Doch wenn Gott den Schaden besieht, wird er staunen; hatte seinen Deutschen bessere Arbeit zugetraut. Die Masse seiner irdischen Ebenbilder merkt noch lange nichts. Hat für den kommenden Tag zu sorgen und wird so meisterlich belogen, daß ein Zuschauer, den an Land und Leute nichts bände, von dem Spektakel Hochgenuß hätte. Alle Mühe und das ganze (nicht zu unterschätzende) Talent wird an dieses Werk gewandt; und siehe: herrlich gelingt es. Hast Du ein Wort über all die Schlappen gelesen, die wir

uns an der Barbareskenküste geholt haben? Ueber das im Gelbbuch lieblos entschleierte Bild? Ueber Nouviers Konferenzprogramm? Sicher nicht. Wozu denn auch? Ganz ungebührliche Neugier; dulde, gedulde Dich fein! Nachdem die wackeren Volksvertreter sämmtliche Pillen ohne Klagelaut geschluckt hatten, was immerhin achtbare Leistung, las ich, sie sollten sich an den Pariſern ein Exempel nehmen, die fast einstimmig für ihren Premierbänker gezeugt hätten. Vortrefflicher Haber. Einfach unerhört, daß der Besiegte für seine Führer nicht so erglüht wie der Sieger. Woraus zu entnehmen, daß der fürstliche Makronenmagen mit den unter der Kuppel herumgereichten Süßigkeiten noch nicht zufrieden. Diese Sachen werden bei uns so famos gemacht wie noch nie und nirgends. Wenn man immer wieder schwarz auf Weiß sieht, wie über jeden Begriff glorreich Alles, könnte man irr werden und fragen, ob nicht am Ende durch unfreundliches Vorurtheil geblendet. Dann aber horcht man herum und vernimmt, daß Keiner anders denkt; auch von den Lobposaunisten Keiner. Nur in die Zeitungen dringt nicht eine Silbe; und so ist das theure Vaterland gerettet. Pourvu que cela dure, sagte Madame Buonaparte in solchen Fällen. Ich für mein armes Theil habe genug davon. Für Aktionen nicht mehr in Form; Herrenhaus auch nicht das passende Terrain. Einmal zwei Stunden im Reichstag reden: könnte mich, by Jove, noch reizen; ein einziges Mal die Herrschaften ersuchen, doch diese Chosen nicht mehr Politik zu nennen, und, in anständiger Ruhe, das Letzte aussprechen. Damit es wenigstens in den Nationalakten eines Tages zu finden ist. Weils aber nicht kann sein, sollte man eigentlich auch als Privatindividuum den geschätzten Schnabel halten und gar nicht mehr hinhören. Die beste Borussin scheint ja fast so weit. War eben stets die Weisere. Hats freilich auch leichter, weil nicht so nah beim Schuß. Hier böllerts von früh bis spät: Victoria! Und der gescheite Posadowsky selbst hat die Ohren so voll davon, daß er gar nicht zu fassen vermag, woher in diesem Eden nur die Unzufriedenheit komme. Woher denn? Wir werden ja so unglaublich großartig regirt, daß jeder Fabrikarbeiter mindestens freikonservativ wählen müßte. Wird schon werden. Vorher aber kann der Hase auch mal anders laufen.

Voilà. Deine Kassandrarolle ist schnell, aber schlecht wiederbesetzt. Und die ekligste aller Weihnachtepisteln schneit ins kreffiner Haus. Vorausgesagt, daß der Versuch nicht gut enden werde; seit der pariser Bescherung zu tief verstimmt. Si tacuissem! (Frage Adolf.) Ein Trost, daß Ninuschka das Glück nicht von draußen zu erwarten braucht. Hats ja im Gutshof. Seid Ihr zu beneiden! Als ich gestern mit Lottn darüber sprach, kamen ihr die Thränen. Ja, Herzblättchen: ahnst nicht, was es heißt, so unter vier Augen sachteken abzuwelken; ohne Jugend, die zu Einem gehört und für die man was thun kann.

Sogar nach den Schmerzen, die auch gutartige Kinder manchmal bereiten, sehnt man sich da. Und Madame sitzt mit drei Prachtexemplaren und ist noch stolz darauf, daß sie ihre Thränen nicht auf die Tannennadeln fleußen läßt. „Heute wird nicht Trübsal geblasen." Fehlte noch, wenn man das Große Los gezogen hat! Was bleibt uns, da auch die Freude am Staatlich-Vaterländischen nun zu Leide ward? Der Mensch lebt nicht von Brot allein; auch nicht von Bordeaux und getrüffeltem Puter. Ich wünschte, Ihr kämet noch vor Silvester. Dann wäre der Rückblick erträglich. So aber... Wir konnten in den dümmsten aller Kriege tappen, den gegen beide Westmächte (der auch mit mehr Schiffen doch nicht ganz so bequem, wie Deine jungen Krieger träumen), und sind mit einem blauen Auge davongekommen. Va bene. Die Egeria, die mir einst ihre Herzkammer und ihre Hirngänge aufriegelte, pflegte aber zu seufzen, sie brauche Etwas, wofür sie sich begeistern könne. Bitte: recht freundlich!

Die dünne Schneeschicht vom Morgen hat sich ins Ewig-Bräunliche verwandelt. Feuchte Kälte und vom Fenster aus nichts zu erblicken als Spatzen im struggle for life. Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. Und doch wirds schwer. Ich sehe Euch; alle Fünf. Im Wohnzimmer („Salon" magst Du ja nicht) mit den Möbeln wie für ein Riesengeschlecht. Der Mustergatte festlich strahlend (von Freude, Lästerzünglein, nicht von Alkoholischem), Mieze bräutlich bewegt und der Junge natürlich dicht bei Muttern. Und nun werden Pläne geschmiedet. Nadeln, Wachs, Kaffee; wenn Mama will, singt das Fräulein, wie einst im Lebensmai, mit dem kränklichen Vogelstimmchen: „Euch ward ein Kindlein heut geboren von einer Jungfrau auserkoren". Und ich, der all dies Herrliche vollendet (denn ohne mein Zureden hätte Adolf nie Muth gefaßt), sitze in der Kälte. Dankst mir für die vorige Weihnacht? War so ungefähr meine beste. Hatte den Herrn Lieutenant für mich und konnte mich ein paar Stunden Vater glauben. Wäre ichs: Du solltest nie eine Klage von mir hören. Denn was man so um sich aufwachsen sieht, tröstet über alle Dummheit dieser schönen Erde schnell weg. Wird eines Tages die Karre schon aus dem Dicksten ziehen. Nicht in Bureaux und Sprechsälen nämlich wird, Du mein abergläubiges Herze, die Zukunft eines Reiches gemacht. Nur da, wo seine Jugend reift, Mädchen und Knaben. Billige Altmännerweisheit, je veux bien; paßt aber an den Baum, trotzdem nicht glitzert. Darum bist wirklich gebenedeit unter den Weibern. Arm Lottchen küßt Dich, wenn das junge Volk und der Vergötterte sie heranlassen. Und ich greife wieder zur Mistelruthe, wünsche nur, daß es so bleibe, und bin felsenfest entschlossen, in der Bleigußnacht Zwillinge zu sehen. Es kribbelt und wibbelt weiter. Auch Dein unausstehlich treuer

Moritz.

Das Kleid des Menschen.

Wer nicht an die Wesensverschiedenheit des Menschen vom Thier glauben will, Der soll einmal über den Affen nachdenken. Gewiß: der Affe stülpt sich Hüte auf, zieht Rock und Stiefel an, denn er besitzt Beobachtungsgabe, Nachahmungtrieb und Hände. Aber hat man jemals gesehen, daß er, der Bewohner des tropischen Urwaldes, sich gleich den Südseeinsulanern mit Blumen bekränzt und das Schönste sucht in den Lianen, womit er seine Liebe schmückt? Kein Thier verändert sein Aeußeres, um sich schöner zu machen. Wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist, so ist es fertig und so, mit diesem seinen Schuppen-, Haar- oder Federkleide, bleibt es, nachdem die ihm vom Schöpfer verliehenen Entwickelungskräfte die Schönheit oder Häßlichkeit seiner Gattung ausgestaltet haben. Dem Menschen dagegen ist die Aufgabe gestellt, sich selbst zu vollenden. Darum schämt er sich, sobald er erkennt, daß er nackt, also noch bloße Natur ist. Nicht seiner Natur schämt er sich, sondern, daß er noch nicht über die Natur hinausgestrebt hat. Und darum wird vom himmlischen Gastmahl verwiesen, wer ohne hochzeitliches Kleid erscheint, in einer Gestalt erscheint, die dem Menschenideal nicht entspricht. Denn die theologischen Ausdrücke: heiligmachende Gnade, Taufgnade, Liebe, gute Werke, die auf dieses Gewand angewendet werden, besagen alle weiter nichts als die Vollkommenheit des Menschen, die Verwirklichung seiner Idee.

Mit seinen paradiesischen Blätterschürzen oder mit der Bemalung seiner Haut wird der Mensch zum Menschen; indem er jene flicht, diese in regelmäßigen Figuren ausführt, beginnt er die Kulturentwickelung. Er schreitet zum Bau einer Hütte fort, zur Herstellung von Werkzeugen, zum Ackerbau, zur Zähmung von Hausthieren, zur Benutzung der Wolle seiner Schafe; in kältere Gegenden verschlagen, sieht er sich zu einer immer umfassenderen Thätigkeit gezwungen. Mit der Zahl und Mannichfaltigkeit der Befriedigungmittel wächst die Zahl und Mannichfaltigkeit seiner Bedürfnisse; sie wächst ins Unbegrenzte, und indem er Kleiderstoffe flicht und webt und Kleider näht, flicht und webt und näht er zugleich sein Seelenkleid: knüpft er die mannichfachsten Beziehungen zu seinen Mitmenschen an, in denen sich, wie schon in der Arbeit selbst, die Kräfte seines Geistes entfalten und zu den verschiedensten Fähigkeiten, Fertigkeiten, Tüchtigkeiten, Tugenden ausbilden. Es ist seine Substanz, die er so schafft, denn ohne die Entfaltung in der Arbeit und vor ihr ist sein Geist nur dem Keime nach, nicht in Wirklichkeit vorhanden. Und doch darf diese Substanz auch sein Kleid genannt werden, denn durch sie tritt der Geist in die Erscheinung: und diese Erscheinung ist sein Schmuck. Sich ein Gewand schaffen, ist so für den Menschen der erste Schritt zur Schaffung und Vollendung seiner äußeren und inneren Persönlichkeit; und je weiter er in

der Kultur fortschreitet, desto mehr erweitert sich seine Persönlichkeit, desto reicher wird sein Gewand. Für den durch umsichtige Arbeit reich gewordenen Mann ist sein mit Kunstschätzen angefülltes Haus, sein Garten, seine Dienerschaft, seine Fabrik, seine wohlbestellte Ackerflur, sein Kundenkreis, für den Bildenden Künstler die Fülle der Gemälde oder Statuen, die er geschaffen, für den großen Staatsmann der Staatsbau, den er vollbracht, für den Feldherrn sein siegreiches Heer der bessere und größere Theil von ihm selbst und zugleich sein Prachtgewand; der arme tüchtige Arbeiter aber schaut mit Stolz auf die zufriedenen gesunden Gesichter seines Weibes und seiner Kinder, dieses Weib auf Mann und Kinder und das saubere Wohngemach: Das ist Beider Schmuck und vollendete Persönlichkeit.

Gewöhnlich bezeichnet man mit Schiller Hunger und Liebe als die beiden Triebkräfte der Kulturentwickelung. Aber den Hunger und den Geschlechtstrieb hat der Mensch mit den Thieren gemein; nur der Trieb, sich zu schmücken, ist ihm allein eigen. Darum hat Fritz Mauthner mit Recht jenen beiden als dritte und stärkste Triebkraft die Eitelkeit zugesellt; nur ist der Name für Das, was er meint, nicht ganz gut gewählt, denn es handelt sich eben beim Schmuckbedürfniß keineswegs blos um die Kinderei, die man gewöhnlich Eitelkeit nennt, sondern um die erste Aeußerung des Triebes zur Selbsterhöhung. Freilich treiben und zwingen auch Hunger und Liebe zur Arbeit und helfen die Kultur entwickeln, aber durchaus nicht mit der Stärke wie das Verlangen nach Schmuck, Glanz und Auszeichnung, nach einer repräsentablen Erscheinung. Das Nahrungbedürfniß und das Bedürfniß, der Familie ein Nest einzurichten, haben, nachdem die einfachsten Werkzeuge und Methoden erfunden waren, die Völker Jahrtausende lang auf der selben Kulturstufe gelassen, wenn nicht der dritte Trieb eingriff. Die babylonische Weberei, die phönizische Purpurfärberei, die Prachtbauten der egyptischen und der assyrischen Despoten, die hellenische Plastik, die hellenische Philosophie, die das Seelenkleid unmittelbar zu weben versuchte und damit nebenbei die Methode der exakten Forschung schuf und den Grund zur heutigen Technik legte, dann der christliche Kirchenbau und die Ausschmückung der Kirchen (lauter Dinge, die mit der geschlechtlichen Liebe wenig und mit der Nahrungbeschaffung unmittelbar gar nichts zu thun haben): Das sind die großen Leistungen der Kulturthätigkeit, die zugleich auch Perioden der politischen Geschichte bezeichnen. Und wer hat seit hundert Jahren die gewaltige Umwälzung der Technik, der Wirthschaftverfassung und des sozialen Körpers, die wiederum politische Umwälzungen nach sich zieht, zu Stande gebracht? Die unscheinbare Baumwollenfaser, die der englische Arbeiter, haßerfüllt anfänglich, mit Recht King Cotton genannt hat. Denn zur Beschleunigung und Erweiterung der Baumwollenspinnerei, zum Heben und zum Transport der Kohle, die ihr diente, ist zuerst die Dampf-

maschine angewendet worden, aus deren Vervollkommnung sich dann alles Weitere ergab. Erst nachdem in der Textilindustrie und in den von dieser geforderten Färberei-, Transport- und sonstigen Hilfsgewerben die Technik ausgebildet war, hat sich auch die Landwirthschaft ihrer bemächtigt und ist die Nahrungbereitung Gegenstand — einer nicht durchweg ganz einwandfreien — chemischen Industrie geworden.

zu thun. Die ge-
Culturstufe. Manche
kennt sie noch heute
hm nicht angewöhnt
sen, was den Men-
der Umstand, daß
gen dienen. Solche
ie der Vater den
rucht. Er will nicht
hervorrufen, jeden-
darum giebt er auch
an beschämende Si-
ist, dann müßten
Thun wir ja. Oder
in Gesellschaft und
zu werden wünschen,
Brüderchen erblickte,
? Doch haben Mund
nur in krankhaften
st bei weiterer Ver-
Beziehungen stellen
die dazu bestimmen,
der Zeugung dienen.
deren Erhaltung er-
hs Klima geforderte
Psychologie eben so
lkerkunde", bei den
erhältniß zur Voll-
nden mag der Kampf
gt sein; der Kampf
chologie irregeleiteten
ein schön gekleideter
Bild wie lebendig.
ng. Denn der schöne

Mit dem Geschlechtstrieb hat Adams Scham nichts
schlechtliche Scham entsteht erst auf einer ziemlich hohen K
Naturvölker kennen sie nicht und das europäische Kind
nicht; es würde sie niemals kennen lernen, wenn sie i
würde. Und nicht die Geschlechtlichkeit ist das Erste gewe
schen bestimmt hat, den Unterleib zu verhüllen, sondern
dessen Organe zur Ausscheidung ekelhafter Absonderung
Ausscheidung steht im Widerspruch zu der Würde, d
Kindern, der Häuptling den Unterthanen gegenüber beansp
bei Verrichtungen gesehen werden, die Lachen oder Ekel
falls die ihm schuldige Achtung vermindern können. Und
dem Anblick der Untergebenen die Organe nicht preis, die
tuationen erinnern können. Aber wenn Dies der Grund
wir uns wohl auch der Nase und des Mundes schämen?
welcher Gebildete geht mit einem starken Auswurfhusten
welcher Jüngling würde nicht von der Erde verschlungen
wenn ihn seine Angebetete in dem Zustande von Lottens
der Werther nicht abhielt, den Kleinen herzlich zu küssen?
und Nase andere Funktionen; der Ausscheidung dienen sie
Zuständen und auf diese beschränkt sich die Scham. Er
feinerung der Empfindung und Ausgestaltung der sozialen
sich Erwägungen ein (sie sollen hier nicht ausgeführt werden),
die erwähnten Organe auch darum zu verhüllen, weil sie
Daß die Verhüllung die Keuschheit fördere oder gar zu
fordert werde, ist ein Irrthum, den die im Norden dur
Gewohnheit dichter Verhüllung erzeugt hat und den die
widerlegt wie die Erfahrung. Ratzel sagt in seiner „V
Naturvölkern scheine die Sittlichkeit im umgekehrten V
ständigkeit der Kleidung zu stehen. Aus ästhetischen Grün
gegen manche Nuditäten der modernen Kunst gerechtfertig
um der Sittlichkeit willen geht aus einer durch falsche Psy
guten Meinung hervor. Aesthetisch ist selbstverständlich
Mensch einem schlecht aussehenden nackten vorzuziehen, in
Gerade auch das Schönheitbedürfniß fordert die Bekleidun

Menschenleib ist zwar das schönste aller Naturgebilde, aber die wenigsten Menschenleiber sind vollkommen schön; und die schönen sind es nur in der Blüthezeit, weder vor noch nachher. Vom Greis und von der Greisin, vom Bierphilister und von der abgerackerten Arbeiterin wollen wir gar nicht sprechen; aber auch am Kind sind nur das Antlitz, die Händchen und Füßchen schön und das entzückende Rund des Köpfleins, das bei den Mädchen leider schon früh die langen Haare zum Theil verdecken. Auch die ästhetische Empfindung also nöthigt den Menschen, sich zu verhüllen, zumal sogar die Schönheit eines schönen Leibes durch Gewänder noch gehoben werden und durch die Mannichfaltigkeit der Erscheinung an Wirkung gewinnen kann. Und die Natur leitet dazu an, indem sie uns alle Thiere mit Ausnahme der Dickhäuter und einiger niedrigen Arten bekleidet zeigt und vielen ganz allein durch das Gewand Schönheit verleiht. Wie jämmerlich sieht ein gerupfter Vogel aus! Der prachtvolle Falter ist nur noch ein häßlicher Wurm, wenn ihm seine Fortbewegungsorgane geraubt sind, die ihm zugleich als Gewand und Schmuck dienen. Es hieße, den Schöpfer beleidigen, wenn man die Schönheit seines körperlichen Meisterwerkes mißachten wollte; und darum ist dessen Betrachtung Pflicht, also die Betrachtung des nackten Leibes; denn Antlitz und Hände des erwachsenen Menschen sind nicht mehr reines Gotteswerk, weil beiden des Menschen Thätigkeit ihren Charakter aufdrückt, der Mensch ihr Mitschöpfer ist. Und da die Sitten der Hellenen, bei denen das ästhetische Interesse alle anderen Interessen überwog, nicht wiederhergestellt werden können, so muß jener Akt einer dem Schöpfer dargebrachten Huldigung wenigstens durch die Bildenden Künste vermittelt werden. Ohne Zweifel ist es auch der natürliche Drang, sich an der Schönheit des Menschenleibes zu erfreuen, was den Artistenvorstellungen ihre Beliebtheit verleiht, wo sich wohlgebildete Leiber in einem Kostüm darstellen, das ihre Wohlgestalt zur Geltung kommen läßt. Aber es ist nicht nur Uebertreibung, sondern Verkehrtheit, wenn man glauben machen will, daß der nackte Menschenleib der höchste oder gar der einzige Gegenstand der Bildenden Künste sei. Das gilt wohl einigermaßen für die Plastik, aber nicht für die Malerei. Diese hat die Mittel, jede Art menschlicher Schönheit darzustellen, und daraus erwächst ihr die Pflicht, von diesen Mitteln auch Gebrauch zu machen. Und die anderen beiden Arten von Schönheit stehen höher als die reine Naturgabe, die Schönheit des nackten Leibes. Die anderen beiden Arten sind: die Schönheit des Antlitzes, die der Seele Schönheit wiederspiegelt, und die Schönheit des bekleideten Menschen, die einen Begriff davon giebt, was er durch Kulturarbeit aus sich gemacht hat.

Die Scham Adams ist also nicht geschlechtliche Verschämtheit, sondern sie entspringt der Erkenntniß, daß er das reine Naturwesen, das er vorläufig noch ist, nicht bleiben darf. Sie ist der Schrecken des Hochzeitgastes, der sich

ohne hochzeitliches Kleid sieht, die Scham des vornehmen Mannes, den ein unglücklicher Zufall in schlechtem Gewand unter Fremde verstößt, wo man ihn persönlich nicht kennt. Das Gewand ist unter Fremden die Legitimation. Es zeigt, wenn es eine Uniform oder eine Arbeitschürze ist, Stand und Beruf an, verkündet, wenn es kostbar ist, den reichen, wenn es wenigstens anständig ist, den Mann, ders zu Etwas gebracht hat, wenn es geschmackvoll ist, den gebildeten Menschen. Im Dampfbad schämt sich der gebildete Mann von Stand nicht, weil er da sicher ist, nicht für einen Menschen gehalten zu werden, der keine Kleider besitzt; aber auf der Landstraße, in der Fremde würde er nackt oder in unvollständiger und ärmlicher Kleidung einige Mühe haben, zu beweisen, daß er kein Strolch und kein Bettler ist. Wenn jeder Arme selbst ganz allein schuld an seiner Lage wäre, würden wir Recht haben, jeden Menschen in einem schlechten Gewand zu verachten als einen, der nichts gethan hat, um sich über den Naturzustand zu erheben; nur weil wir wissen, daß in der sozialen Verkettung kein Mensch unabhängig von den übrigen sein Schicksal zu gestalten vermag, vertagen wir unser Urtheil, bis wir den Lebensgang des unbekannten Bettlers erforscht haben.

Aber die Geschichte im dritten Kapitel der Genesis stellt ja die Sache gerade umgekehrt dar! Nicht, daß Adam im Naturzustand verharrt, sondern, daß er ihn verlassen hat, wird ihm als Sünde angerechnet. Nun: die Sünde, die hier beschrieben worden ist, konnte einem kindlichen und unerfahrenen Geschlechte noch nicht klar gemacht werden. Für ein solches war der Begriff der Sünde unzertrennlich mit der Uebertretung eines positiven Gebotes verknüpft; darum mußte die Allegorie ein solches zu Hilfe nehmen. Und das Anstößige dieser Allegorie schwindet, wenn wir die Worte: „An welchem Tage Du vom Baum der Erkenntniß issest, wirst Du des Todes sterben" nicht als Strafandrohung, sondern als Prophezeiung verstehen. Das Thier erleidet nur objektiv, nicht subjektiv den Tod. Es weiß nicht, was sterben heißt, und fürchtet wohl Feinde, die ihm Schmerz zufügen, aber nicht den Tod. Nur der Mensch weiß, was sterben heißt, und empfindet im Hinblick auf den noch fernen Tod mehr Angst und Grauen als beim Sterben selbst. Demnach stirbt der Mensch, erleidet er in der Vorstellung die Qualen des Todes von dem Augenblick ab, wo er, zum vollen Selbstbewußtsein erwacht, wahrhaft Mensch wird, vom Baum der Erkenntniß ißt. Die Sünde aber beginnt mit dem Soll, das vom menschlichen Selbstbewußtsein unzertrennlich ist; denn nie und nirgends hat ein Mensch, der nur Mensch ist, diesem Soll genügt. Die Sünde beginnt, sobald das Menschheitideal erkannt oder wenigstens dunkel empfunden wird, denn zugleich wird auch die Entfernung von ihm erkannt. Hinter wie vor dem nach Vollendung, nach Bekleidung ringenden Menschen klafft ein Sündenschlund; und er kann dem einen nicht entfliehen, ohne in

den anderen zu stürzen. Hinter ihm liegt die Faulheit, die Fichte, ein Mann, der ganz Aktivität war, für das radikale Böse erklärte, das Verlangen, aller Mühe der Kulturarbeit überhoben zu bleiben und im thierischen Behagen des Naturzustandes verharren zu dürfen. Vor ihm öffnet sich das Schlachtfeld der Kultur. Denn ein Schlachtfeld ist es. Ein Schlachtfeld im buchstäblichen Sinn, da jedes Volk einem anderen die Scholle, die es bearbeiten will, entreißen oder die schon in Besitz genommene gegen die sie Begehrenden vertheidigen muß. Und ein Schlachtfeld im vielfältigsten bildlichen Sinn. Freilich wird das Seelengewand auch in gegenseitiger wohlgeordneter Pflichterfüllung und Hilfeleistung gewebt. Aber viel öfter tritt der Fall ein, daß man, um seine Gewandung zu beschaffen, Andere bedrängen, verdrängen und berauben muß. Und Das gilt nicht allein von der leiblichen Gewandung, sondern auch vom Seelenkleid. Hunderte müssen in einem Zustand, der sie vom höheren Geistesleben, vom Genuß der ästhetischen und der intellektuellen Güter ausschließt, hämmern und feilen, mauern und leimen, graben und Lasten schleppen, damit Einer dichten, denken und forschen könne. Um aber gar das Prachtgewand des Großunternehmers und Großspekulanten oder des Eroberers zu weben: wie viele Hunderttausende müssen da bildlich oder buchstäblich zertreten, zum Verkümmern verdammt oder geschlachtet werden! Wie mag der Weltenrichter all diese mit so viel Blut und blutigen Thränen gefärbten Prachtgewänder ansehen, wie eine Verwirklichung des Menschheitideals, die zugleich seine Verleugnung ist, die Erfüllung seines einen Gebotes durch die Verletzung und Verhöhnung des anderen, wohl beurtheilen? Wir wissen es nicht. Wir sehen nur, daß das Ideal sich spaltet, sobald es erkannt wird, und daß man mehr als ein Ideal verletzen muß, während man dem einen zustrebt. Daß man Vater und Mutter hassen muß, um Apostel werden zu können, und daß Der seiner Bürgerpflicht gewöhnlich lässig nachkommt, dem das Wohl seiner Familie über Alles geht; daß der kluge Geschäftsmann kein edler Ritter und der Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, ders nicht nur zum Schein ist, kein kluger und erfolgreicher Kaufmann sein kann; daß die schöne Seele keinen tüchtigen Unteroffizier abgeben würde und der brauchbare Fuhrknecht es niemals zum magister elegantiae bringen wird. Doch sehen wir noch ein Anderes, Tröstlicheres: daß es einen Zustand giebt, der schon Kultur genannt werden darf, der aber dem Indifferenzpunkte noch nah liegt, so daß die widersprechenden Anforderungen des Kulturlebens die schöne Einheit des Menschenideals, dessen beginnende Verwirklichung sichtbar wird, noch nicht zerrissen haben. Das ist der Zustand des guten und gesunden Kindes von etwa sechs Jahren; und diesem gehört, daran zweifeln wir nicht, das Himmelreich. Und wir sehen ferner, daß unter besonders glücklichen Umständen auch bei Erwachsenen ein ähnlicher Zustand vorkommen kann. In einer schlichten

Dorfgemeinde, wie ich mehrere kennen gelernt habe, hat der einzelne Bauer Spielraum genug, ohne Beeinträchtigung und Verdrängung der Anderen seine Persönlichkeit zu dem Umfang auswachsen zu lassen, den ihm seine beschränkte Begabung und seine bescheidenen Wünsche als Grenze und Ziel setzen, und dabei kommt es zu einer schönen Harmonie des intellektuellen, sittlichen, ästhetischen, Wirthschaft- und Familienlebens, die nicht durch die Auskämpfung gefährlicher Konflikte zwischen sittlichen und sonstigen Kulturinteressen mühsam errungen zu werden braucht.

Aber solche kindliche Zustände sind Ausnahmen und der Strudel des Weltgeschehens pflegt sie nicht lange zu dulden. Im Allgemeinen bedeutet die Entscheidung für die Kulturentwickelung Entscheidung für die Sünde; für die positive Sünde, da die Faulheit des Naturmenschen nur Unterlassungsünde ist. Und die Sünde zieht Strafe nach sich. Man verargt es sehr der Bibel, daß sie Adam mit Arbeit strafen läßt, da doch Arbeit das höchste Glück sei. Nun läuft zwar bei dem begeisterten Lob der Arbeit immer ein gut Stück Heuchelei mit unter und so Mancher von Denen, die ex officio die beglückende Kraft der Arbeit darstellen, wünscht sich im innersten Herzen wohl auf die Südseeinseln, die vor Ankunft der Europäer das Paradies waren, wie es im Buch der Bücher steht, und die vielleicht wirklich die Wiege des Menschengeschlechtes gewesen sind; ist doch an keiner anderen Stätte das Leben so leicht: und leicht mußte vor Beginn der Kulturentwickelung das Menschenleben sein, wenn es nicht untergehen sollte. Aber daß Arbeit an sich keine Strafe, sondern Bedingung echt menschlichen Lebens und ein Glück ist, kann freilich nicht bestritten werden. Dennoch lügt die Bibel nicht, die sie als Strafe hinstellt. Nur der Wortlaut der biblischen Allegorie befriedigt an dieser Stelle wenig. Daß die Meisten im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen müssen, ist nicht schlimm, sondern sehr gesund; es macht Karlsbad, Marienbad und Kissingen überflüssig. Und daß die Erde dem Bebauenden Dornen und Disteln trage, ist nicht richtig; sie ist sehr dankbar, die alte Mutter Erde, und lohnt Den, der sie gehörig harkt und zerkratzt, mit hundertfacher Frucht. Sie pflügen, besäen und ihre Frucht ernten, ist freilich mühsame Arbeit, aber zugleich eine Lust und ein Genuß. Doch in Sklavenketten und unter Geißelhieben diese Arbeit verrichten, ist Pein. Unter der Hungerpeitsche arbeiten, ist Pein. Im betäubenden Lärm surrender und schnurrender Räder Tag vor Tag elf oder zwölf Stunden lang den selben einförmigen Handgriff verrichten, ist Pein. In der Stickluft unterirdischer Schachten hacken und graben, ist Pein. Als Kind nach der Schule noch sechs oder acht Stunden lang in der schauderhaften Luft einer Hausindustriellenstube Pappschachteln kleben, ist Pein. Mit Ameisenblut in den Adern steif wie angenagelt auf der Schulbank sitzen und lernen müssen, ist Pein. Mit einem starken Leib und thatendurstigen Willen

bis zum zwanzigsten Jahr an die Bücher geschmiedet sein, nicht durch die Liebe zu den Büchern, sondern durch eine verrückte Berechtigungordnung und eine nicht weniger verrückte soziale Rangordnung, ist Pein. Sich auf der Dollarjagd abhetzen müssen, unter Verzichtleistung auf Alles, was das Leben lebenswerth macht, ist Pein. Als Dichtergenie Pillen drehen oder schneidern müssen, ist Pein. Und mit krankem, schwachen, hungernden Leib arbeiten müssen: auch Das ist Pein. Kurz: die Art der Arbeit und die Umstände, unter denen gearbeitet werden muß, lassen in den meisten Fällen die Arbeit als Strafe erscheinen.

So ist denn die unter fortwährenden Verletzungen der Liebe und der Gerechtigkeit vor sich gehende Beschaffung des leiblichen und des Seelenkleides auch schon die Strafe für die Sünden, zu denen sie nöthigt, und nicht selten erscheint uns die Kleidung selbst schon als eine Strafe: die Last, die uns im Winter das Wetter, an den heißesten Sommertagen die Sitte oder Mode auferlegt, und das An- und Ausziehen dieser mit so vielen Knöpfen, Bändchen und Schnallen versehenen Rüstung. Obwohl ich mir damit so wenig Mühe gebe, daß mir die Schleife der Halsbinde oft hinten, statt vorn, sitzt, verstehe ich doch ganz gut Goethes Engländer, der sich dieser Qual des täglichen An- und Auskleidens durch Selbstmord entzog; und ich glaube, jeder Kulturmensch versteht ihn, — mit Ausnahme der öden Müßiggänger, der Modenarren und Närrinnen, denen das Toilettemachen als Ersatz nützlicher Arbeit eine wichtige und liebe Beschäftigung geworden ist.

Ueberschauen wir nun den Anfang der menschlichen Kulturentwickelung, wie ihn die Bibel darstellt, im Zusammenhang, so sehen wir, daß die Grundbestandtheile dieses Anfanges, damit eine faßliche allegorische Erzählung für kleine und große Kinder herauskomme, von der chronologischen Reihenfolge abweichend gruppirt werden mußten. Das Erste ist die Blätterschürze; es kann auch eine Bemalung oder ein Blumenkranz gewesen sein. Das Zweite die Scham Dessen, der, als reines Naturkind, es zu dieser ersten Kulturleistung noch nicht gebracht hat. Das Dritte, das sich unmittelbar daran anschließt, das Essen vom Baum der Erkenntniß, das Aufleuchten des vollen menschlichen Bewußtseins, das eine Fülle zu erstrebender Ziele zeigt. Das Vierte die differenzirte Arbeit an der Verwirklichung der Ideale mit ihren Kämpfen, Ungerechtigkeiten und Verbrechen: die Uebertretung des göttlichen Gebotes. Das Fünfte die Erkenntniß dieses Widerspruches zwischen Ideal und Wirklichkeit und das Schuldbewußtsein, das die Leiden der Kulturarbeit als Strafe erscheinen läßt. Das Sechste die Verheißung der Erlösung, die sich Jeder so oder so vorstellt, je nachdem er Sozialist, Buddhist oder Christ ist.

Neisse. **Karl Jentsch.**



Fantin-Latour.

Jetzt hat eine sehr gute und sachliche Ausstellung des in Deutschland fast unbekannten Malers Fantin-Latour bei Gurlitt stattgefunden. Dieser feinsinnige und „literarische" Künstler gehörte doch zu Denen, die absolut keine Kritik über sich selbst hatten. Hätte er Selbstkritik gehabt, so würde er nie allegorische Bilder gemalt haben. Dabei sind die Lichtbedingungen seiner irrealen Bilder die nämlichen wie die seiner realen; andererseits spielt das Licht bei seinen Bildern eine solche Rolle, daß man es für den Alleinherrscher halten müßte. Und doch dieser Unterschied zwischen seinen Leistungen, je nach dem Gegenstande, den er wählt.

Das Licht bei Fantin ist — wie er selbst war — sanft und gleichmäßig; es hat keine sehr starken Helligkeiten, wird auch nicht durch sehr tiefe Dunkelheiten begleitet, es ist von einer mittleren Art; die Schatten sind aufgehellt. Es sind Bilder ohne große Kontraste, in einem vaporösen Halbton; sie sind wie durch einen Schleier gesehen, ihr filtrirtes Licht wirkt angenehm auf die Augen. Trotz diesem durchweg vorkommenden Licht trennt sich der Werth von Fantins Bildern durchaus danach, ob auf ihnen Menschen, Pflanzen oder Phantasiewesen dargestellt wurden. Sobald Fantin Phantasiewesen malt — es war Das, was er am Meisten that —, wirkt er zurückgeblieben, fast dilettantisch. Seine Kunst ist dann schwach, steif in der Darstellung der Bewegungen, wenig variirt in der Komposition. Den Gegenstand seiner Phantasiedarstellungen bilden in der Regel zwei Nymphen. Sie machen die üblichen Gesten des Chors in Opern, der ein Geräusch hört oder ein Liebespaar sieht. Sie sind in Landschaften von goldendurchsprühtem Laub dargestellt, mit mattem Goldstaub und verschossenem Blau in der Luft, tapisserieartig. Was die Kleidung der Nymphen betrifft, so kommt, wenn sie Gewänder haben, immer das bekannte Roth vor, das man auf tausend Bildern trifft. Es wird nicht dadurch interessanter, daß Fantin dieses Roth ziemlich verwaschen wählt und in einer Umgebung, die nicht genügend dunkle Gegensatzfarben hat, verklingen läßt. Die Gesichter der Nymphen sind nichtssagend. In der Traumlandschaft, die sie umgiebt, erblicken wir manchmal Vasen, die mit Epheu geschmückt sind, so daß wir an altmodische, bei einem Photographen aufgestellte Prospekte erinnert werden, die als Hintergrund für die Figurenaufnahmen dienen. Die Nymphen, auch wenn sie in einer Geste des Verführens dargestellt sind, wirken, als ob sie das Verführen nur vormachten, als festangestellte Ballerinen, in einem kleinen Hoftheater, bei dem die Oberhofmeisterin der Frau Großherzogin angerathen hat, die Röcke der Ballerinen länger machen zu lassen. Die Balletdamen sind schon seit Jahren angestellt und gehen nach der Vorstellung zu Mann und Kind. Mit einem Wort: diese Bilder sind, als Phan-

tasiedarstellungen, unausreichend; die Nymphen leben nicht, das Kolorit ist unzulänglich, in den Traumlandschaften ist vielleicht nicht ein einziger rechter Ton. Allerdings sind diese Bilder wenigstens einheitlich; und wäre auch nur ein einziger rechter Ton in ihnen, so würden sie auseinanderfallen. Wenn man bei irgend einem Maler sagen kann, die Materie seiner Bilder sei nicht von Geist durchdrungen, sei unbedeutend, so ist es hier. Einen einzigen Vorzug, einen ganz seltenen heutzutage, haben sie: sie sind rein. An der Anmuth ihrer Gesinnung labt man sich. Man ist wie ein Fremder, der in besagtes Hoftheater tritt, den Reigen tanzen sieht, den die Balletdamen seit Jahren aufführen, und entsetzt fliehen will: er hat dann vielleicht das perverse Vergnügen, noch dazubleiben, weil er hier, reiner als wo sonst, den Reflex von Bewegungen wahrnimmt, die man in den goldenen Tagen des Ballets, im achtzehnten Jahrhundert, ausführte. Wie sich diese steifen Ballerinen zu denen der Glanzzeit verhalten, so ist das Verhältniß der Fabelwesen Fantins zu den Geschöpfen seines Ahnherrn aus dem achtzehnten Jahrhundert, zu den Nymphen Prud'hons.

Nichts als die Erinnerung an das doch ganz schöne mattgoldene Licht behält man von diesen Bildern. Nur in den Lithographien Fantins, nicht in seinen Oelbildern, wachen die Nymphen Prud'hons wieder auf, die noch vom achtzehnten Jahrhundert her ihren Charme und schon aus der Epoche Davids heraus ihre Regelmäßigkeit haben.

Das Licht, das in Fantins Oelgemälden von Nymphen noch unzureichend ist, perlt in den Lithographien; es durchrieselt hier die Frauenleiber, es leuchtet in einem einzelnen Theil ihrer Gewänder auf und hüllt das auch in den Lithographien Steife der Kompositionen in einen wohlthuenden Dämmer. Nicht wenige der lithographischen Kompositionen hat Fantin Richard Wagner, den er sehr verehrte, zu widmen gesucht, indem er Theile seiner Nibelungen, die Rheintöchter und Anderes, darstellte; andere sind Schumann, Berlioz, Brahms meistens in der Form gewidmet, daß Musen dargestellt sind, die den Namen des Musikers in eine Grabtafel schreiben. Ein nicht ungefälliges Licht ist auf diesen thatenlosen Kompositionen; die beste vielleicht ist die an Brahms gerichtete Huldigung, — von größerem Geist des Lichtes. Von allen diesen Lithographien muß man übrigens sagen, daß sich in ihnen eine gute Schule verräth, die Erziehung Frankreichs; gut — nur fast zu gut — sind sie gezeichnet, ein Wenig akademisch, trotzdem sie romantisch sind. Das kommt, weil nur die Gesinnung in ihnen romantisch war; für ihre Durchdringung mit Romantik hatte das Temperament des Künstlers nicht ausgereicht.

Der Selbe nun, der in diesen Nymphenbildern und allegorischen Kompositionen im Grunde schwach ist, der selbe Künstler gewinnt in kolossalem Grade, sobald er sich Blumenstücken und Bildnissen widmet.

Wenn er Blumenstücke malt, dann ist es, als ob er eine Dame wäre, die plötzlich Genie bekommen hätte. Sie sind gemalt, wie wenn ein junges Mädchen genial geworden wäre. Es ist Mondlicht in ihnen. In denen von Manet ist Sonne. Die von Fantin sind aber in ihrer Art auch vollkommen. Es ist charakteristisch für sie, daß sie schon frühzeitig ihren Weg über den Kanal nahmen, zu den stillen englischen Kunstfreunden; zu einer Zeit, als Manet noch unbegriffen blieb.

Wenn Fantin Bildnisse malt, so ist er aber, wenn man noch einmal den Nymphenmaler Fantin sich ins Gedächtniß rufen will, dem Riesen Antäus gleich, der Kräfte gewann, sobald er die Erde berührte. Sind freilich diese Portraits aus der Realität gewachsen, so sind sie doch noch gedankenhaft. Sie sind, wenn auch von einer soliden Form erfüllt, doch zart, ja, romantisch. Wenn sie trotzdem der Natur zu entsprechen scheinen, so ist es, weil Fantin sich seine Portraitmodelle aussuchte. Er nimmt durchweg sanfte, romantische Leute; oder wenn es andere, vielleicht bedeutende Leute sind, dann taucht er sie in ein nivellirendes Dämmerlicht, in dem sie gelassen erscheinen. Doch mit Vorliebe malt er weniger bedeutende Leute, Künstler, die nicht ersten Ranges sind, junge Mädchen, ruhige Frauen, schlichte Bürger. Das scheinbar Unpersönliche der Betrachtungweise und die Beleuchtungart rufen den Gedanken an Photographien wach. Er malt seine Bildnisse so schlicht und allseitig von Licht umgeben, daß man in der That an einen Photographen denkt, der diese Personen „aufgenommen" hätte, natürlich einen idealen Photographen, den es erst geben wird, wenn die Farbenphotographie vorhanden sein wird, und den es auch dann nur in einem einzigen Exemplar, eben als Genie, geben mag. Die Bildnisse Fantins wirken zunächst wie Photographien, die ein idealer Amateur machte, der nicht retouchirt hat und die Personen gut hinsetzte. Erst nach dem ersten Schauen bemächtigt sich unser das Staunen über ihre Feinheit.

Dies ist der Vorzug der fantinschen Portraits: ihre Feinheit und Zurückhaltung. Wenn wir bei Fantins Nymphenbildern an Prud'hon denken, aber nur, weil Fantin so enorm weit hinter Prud'hon zurückblieb, so denkt man bei Fantins Bildnissen an Bildnisse von französischen Portraitisten aus dem achtzehnten Jahrhundert, weil sie ihren Vorzug in der Durchdringung der Persönlichkeiten haben und von einer sehr gerechten und ganz unaufdringlichen Psychologie erfüllt sind.

In der Ausstellung bei Gurlitt war ein vorzügliches Portrait dieser Art: ein älteres Fräulein, professorentöchterhaft, unkleidsam angezogen, aber in gutem Zeug; sie ist spröde, gedankenhaft, ist etwas durch Gelehrsamkeit schon getrübt, durch Frauenemanzipationgedanken vom Wesen des Weibes abgekommen, aber gerade noch ein Seelchen. In einem wunderbaren, nichts zudeckenden und doch diskreten Licht ist das junge Mädchen dargestellt; man betrachtet in ihr, nicht nur an ihr, Alles.

An einem etwas rußigen Jugendwerk Fantins, einem Bildniß seiner zwei Schwestern, in einem Zimmer, finde ich weniger Gefallen. Die eine Schwester sitzt hier auf einem rothen Sofa; wenn ich die Malerei hier mit der von Fantins Freund, Whistler, vergleiche, so merke ich, wie viel begabter Whistler bei einem solchen Roth war. Aber ein anderes Jugendwerk Fantins in der Ausstellung war ausgezeichnet: ein Selbstportrait aus jener Zeit. Hier kommt uns eine Eigenschaft entgegen, die wir an keinem anderen Bilde der Ausstellung entdecken und von der zu reden daher auch noch nicht am Platz war: eine rein malerische Qualität. Fantin hat hier eine graue Hose an. Wie bei ihr die knitterigen Falten gemalt sind und dies Beinkleid in einen wunderbaren Ton gebracht ist: Das ist, man möchte sagen, schönster und delikatester Leibl. Der Kopf des jungen Fantin interessirt: ein Mittelding zwischen dem Kopf eines Menschen, der Musiker werden will, und eines solchen, der Maler werden will; die beiden Neigungen kreuzen sich in diesem Kopfe.

Als dieser junge Mensch ein alter Mann geworden war, bin ich einmal bei ihm gewesen. Er wohnte nicht am rechten Seineufer, das von den Fremden fast allein besucht wird, sondern am linken, wo die Bücherwürmer hausen. Hier, in einer der stillsten Straßen, in einem ruhigen Parterre. Man klopfte an: und da saß er; und in dem Nebenzimmer, dessen Thür geöffnet war, saß seine Frau und malte ebenfalls. War Das eine Ruhe in dem Zimmer! War Das ein Friede! Manchmal warf Fantin ein Wort zu seiner Frau hinüber, die mit einer Silbe antwortete. Beide malten Blumen. Ich weiß nicht mehr, ob ein Vogelbauer im Zimmer stand; es verdiente jedenfalls eins, da zu sein. War man in Paris, war man noch in Frankreich? War dieser Mann ein Franzose, mit seinen breiten Gesichtsknochen und dem wirren Haar? Man wähnte, eine Gestalt aus einem Buche Raabes vor sich zu haben; oder aus den seligen Augen eines der Jean Paulschen Helden angeblickt zu werden. Und doch war dieser Mann ein Franzose; auch in der Art, wie er über Richard Wagner redete, in dieser Art, die so ganz anders war als die Art, wie Wagner in deutschen Gemüthern widerhallt. Er war ein französischer Kleinbürger aus Grenoble und sein Glühen für Delacroix war spezifisch: es war der Enthusiasmus eines Romantikers des Gedankens, nicht der That, der platonische Romantizismus eines guten Bürgers; und nicht nur sein Klassizismus war selbstverständlich echt französisch, der ihn an Prud'hon und in weiterer Verkettung an Poussin anschloß, nein, die geheimen Untergründe aller seiner Arbeiten waren französisch, — mehr noch, je besser sie waren. Französisch war Fantin in einer jeden Partikel seiner mondscheinhaften Stilleben, in jedem seiner klaren, so einfach nüchternen und doch wie von einem leisen Lächeln bewegten Bildnissen. Als Künstler lebt er in seinen Bildnissen und seinen Blumenstücken ernsthaft fort; als Mensch hatte

er die liebenswürdige Schwäche seiner Nymphenbilder und einen wundervollen Leonorentypus (wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen). Er war einer von diesen alten, keuschen, zärtlichen Liebhabern des Schönen, die die französische Provinz gezeitigt hat. Wenn die Deutschen solche Franzosen aus der Provinz (oder, was beinahe das Selbe ist, das linke Seineufer) besser kennten und wenn die Franzosen uns besser kennten... Aber ich kann nicht über Politik reden. Emil Heilbut.



Protegirte Professoren.

Sehr geehrter Herr Harden, ein ernsthafter Herr, dem der Schalk im Nacken sitzt, spricht in der elften Nummer Ihrer Zeitschrift von einer im Landtag vorgesehenen Anfrage, die die Ernennung von Universitätprofessoren zum Gegenstand haben soll und von deren richtiger Gestaltung er sich einen dauernden Gewinn für die Hochschulen verspricht. Er meint, einige berliner Professoren seien unverantwortliche Rathgeber des Ministeriums und verhinderten, daß die Wünsche der Fakultäten für eine erforderliche Neubesetzung stets berücksichtigt werden; allerdings setzt auch er in die Unparteilichkeit der Fakultäten kein volles Vertrauen. Er beklagt die Dozenten, die niemals aufsteigen oder auf verlorenen Posten ausharren müssen, namentlich auch, weil alle ihre Bitten beim Ministerium nicht zu fruchten pflegen. „Diese allgemeinen Erwägungen und einige persönliche Betrachtungen führen ihn zu dem Schluß, „daß das akademische Berufungwesen von Grund aus reformirt werden muß." Ich finde, hier wird einigermaßen leichtfertig in sehr zarte und weit sich zurückspinnende Verhältnisse eingegriffen. Um vor ähnlichen Erörterungen im Landtag zu warnen, erbitte ich mir das Wort.

Was zunächst die Lage der Privatdozenten und Titularprofessoren betrifft — unter diesen sind sowohl die nicht etatmäßigen Außerordentlichen Professoren wie auch die mit dem Titel geschmückten preußischen Privatdozenten zu verstehen —, so sind in der That Alle sehr übel daran, die in solcher Stellung alt und grau werden. In Berlin mag es sich aushalten lassen; in kleinen Universitätstädten, wo man auf den Klüngel angewiesen ist, wird die Lage verzweifelt. Aber wie soll die Verwaltung helfen? Die Zulassung der Privatdozenten ist ausschließlich Sache der Fakultäten und wird von diesen nicht im Hinblick auf künftige Beförderung ausgeübt. Es giebt sehr viel mehr Dozenten, als je Professoren werden können. Alle unterzubringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und läßt sich einmal der Minister bestimmen, eben durch die dringlichen Bitten, von denen Herr Ernst Schalk spricht, so wird er alsbald von Vorwürfen Anderer überschüttet. Nun scheint allerdings ein bequemer Ausweg vorhanden zu sein: jede Fakultät gestatte Habilitationen nur in dem Maße, daß der Dozent Aussicht habe, innerhalb eines Jahrzehntes in eine besoldete Professur aufzurücken. Gesetzt, ein Professor sei einige sechzig Jahre alt, so könne nun ein Privatdozent für sein Fach zugelassen werden. Dieser

Gesichtspunkt wäre jedoch arg verkehrt. Erstens weiß Niemand, wie der junge Gelehrte sich entwickeln wird. Zweitens besteht ein Austausch zwischen den Universitäten, der alle solche Berechnungen hinfällig macht. Drittens darf eine Fakultät, wie mir scheint, hervorragend tüchtige Bewerber wohl warnen, aber nicht schlechtweg abweisen, weil innerhalb ihres Kreises die Aussichten augenblicklich schlecht sind; sie mag die Ansprüche an wissenschaftliche Leistungfähigkeit sehr hoch schrauben, muß jedoch an diesem Maßstab als an dem einzigen festhalten. Jedenfalls ist der Regirung nicht anzusinnen, daß sie all die Ungezählten versorge, die sich in die akademische Laufbbahn gewagt haben.

Ein Linderungmittel wäre es, wenn man sich entschließen wollte, ältere Privatdozenten und Titularprofessoren in regelmäßiger Abfolge an den Staatsprüfungen als Prüfende theilnehmen zu lassen. Sie erhielten dadurch das Bewußtsein der Zugehörigkeit und einen gewissen Einfluß; der Besuch ihrer Vorlesungen würde sich heben, der Absatz ihrer Bücher gefördert werden. Die Doktorprüfungen müssen freilich der Regel nach den Fakultätmitgliedern vorbehalten bleiben.

Der Sachverhalt bei Neubesetzungen schon vorhandener Professuren ist der folgende. Die Fakultät, in Preußen also die Gesammtheit der Ordentlichen Professoren, hat das Vorschlagsrecht. Das Ministerium ist nicht an die Vorschläge gebunden, nimmt sie aber in den allermeisten Fällen zur Grundlage und ernennt entweder selber (nämlich die Extraordinarien) oder unterbreitet dem Monarchen die Ernennungurkunde zur Vollziehung; der König (oder sein Civilkabinet) kann also immer noch ablehnen. Heißblütige Fakultätmitglieder verwünschen die oberen Instanzen. Zum Glück haben wir im Ministerium nicht subalterne Schreiber sitzen, die Alles kopiren und zur Unterschrift vorlegen, sondern Männer wie Althoff und Elster. Denn auf welche Weise kommen die Vorschläge zu Stande? Nehmen wir an, es sei für das Fach nur ein Vertreter dagewesen. Jetzt ist er gestorben Die übrigen Ordinarien wissen nicht Bescheid. Da wird nun bei Allen und von allen Seiten gewühlt. Vielleicht wendet sich der Dekan an einen ihm bekannten Professor, der das hier verwaiste Fach an einer anderen Universität vertritt, und fragt um Rath. So fragte neulich Jemand bei N. N. an, fügte aber hinzu, der Vorzuschlagende dürfe unter keinen Umständen Jude sein. Nun ist der für die Stelle zweifellos am Besten geeignete ein Jude, übrigens auch sonst ein ausgezeichneter, ernster, zurückhaltender, vornehmer Charakter. Und wäre er ein Wunder der Weisheit und Güte: er darf nicht genannt werden. Der Fakultät liegt nicht daran, den Besten zu bekommen, sondern einen ihr gesellschaftlich Genehmen. Der gefragte Professor aber fühlte sich verpflichtet, zugleich mit seiner entsprechend gehaltenen Antwort an die Fakultät auch an den Minister des Landes einen Brief abgehen zu lassen und dringlichst die Berufung des jüdischen Gelehrten zu empfehlen. Wenn eine Fakultät unter zwei gleichwerthigen Bewerbern den Juden nicht bevorzugt, so ist es ihr gewiß nicht zu verübeln. Wenn sie jedoch die Interessen der Wissenschaft anderen Interessen unterordnet, so handelt sie unrecht, ohne Einschränkung unrecht.

Dies nur nebenbei. Fassen wir den häufigeren Fall ins Auge, daß zwei Ordinarien der selben Disziplin oder nah verwandter Disziplinen neben einander wirken. Der eine von ihnen stirbt. Den Ersatzvorschlag macht dann nicht das geheimnißvolle Fabelwesen „Fakultät“, sondern im Grunde der übrig bleibende Professor; seine Kollegen schließen sich ihm an, entweder, weil sie von der Sache

nichts verstehen, oder, weil sie für die Zukunft sich die selbe Handlungfreiheit sichern wollen. Unser Freund hat nicht die übermenschliche Kraft, sich einen Fachkollegen zu wählen, der ihn verdunkeln muß. Vor allen Dingen wehrt er sich gegen glänzende Dozenten. Er ist nämlich auf die Kollegiengelder angewiesen; daher kann man ihm nicht verdenken, wenn er einen Professor fernzuhalten sucht, dessen Berufung für ihn einen jährlichen Verlust von so und so viel tausend Mark bedeutet. Er nennt also drei tüchtige Männer von nicht allzu großer Anziehungskraft. Wird er von seinen Kollegen moralisch gezwungen, einen bekannten Namen auf die Liste zu setzen, so eilt er — oft wirklich von Sorge um seine und seiner Familie Zukunft erfüllt — vielleicht ins Ministerium, um dort Stimmung gegen den gefährlichen Nebenbuhler zu machen. Eben so oft kommt es vor, daß dem Professor die Objektivität fehlt, um die Bedeutung wissenschaftlicher Gegner zu würdigen und einen aus ihrer Reihe vorzuschlagen. Er hält sich an die Vertreter seiner eigenen Richtung. Die Gefahren dieser sehr verbreiteten Einseitigkeit sind groß und oft genug geschildert. Schließlich ist jetzt immer häufiger zu beobachten, daß bei der Zunahme des Spezialistenthums und bei dem Anwachsen der Literatur ein Gelehrter über die vorhandenen Kräfte gar nicht unterrichtet ist, sobald sie sich außerhalb seines engen Kreises bewegen. Er weiß überhaupt nur von Wenigen und kann unmöglich in ein paar Wochen die Werke der Uebrigen durchstudieren.

Der erste Mißstand wäre zu ändern, wenn die Regirung die Kollegiengelder abschaffen könnte. Die Furcht vor Verringerung der Einnahmen hätte dann ihre Rolle ausgespielt. Das aber ist leichter gesagt als gethan; vorläufig dürfte der Finanzminister dafür nicht zu haben sein. Den anderen Bedenken ist dadurch abzuhelfen, daß das Ministerium durch Umfragen bei nicht interessirten Fachleuten ein eigenes Urtheil zu gewinnen strebt. Vereinigt sich die Mehrheit der Stimmen auf einen der Kandidaten der Fakultät, so ist die Entscheidung sofort da. Gilt sie aber einem, der nicht genannt ist, so scheint recht und billig, daß über diesen vielfach und von zuverlässigen Autoritäten Empfohlenen die Fakultät befragt wird. Hier und da — nach meiner Ueberzeugung allzu selten — macht das preußische Kultusministerium von seinem Recht Gebrauch, einen nicht von der Fakultät Vorgeschlagenen zu ernennen. Das Ministerium ist eine Centralinstanz, die allein die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Unterrichtes allseitig zu würdigen vermag. Die Fakultäten (Das heißt: die einzelnen Professoren) können Das nicht. Die Herren Althoff und Elster sind in Wahrheit zu zaghaft; sie wagen kaum jemals, gegen den Willen der jeweilig maßgebenden Professoren Etwas zu unternehmen. Erweislich wahr ist, daß gerade in den letzten Jahren das preußische Kultusministerium vor verschiedenen Berufungen gewarnt wurde, sie aber schließlich, auf Drängen der Fakultäten, in allzu großer Nachgiebigkeit vollzogen hat; sie haben sich in der That als bedauerliche Fehler erwiesen.

Was heißt denn eigentlich „Reform des Berufungwesens?" An einigen Punkten kann reformirt werden, so durch Abschaffung der Kollegiengelder. Aber an dem Zusammenwirken von Fakultät und Regirung ist festzuhalten; oder wir kommen zu dem untauglichen Bewerbungsystem fremder Länder. Dabei muß, wie die Dinge jetzt liegen, der Landtag die Regirung kräftig stützen, denn sonst wird die Cliquenwirthschaft der Professoren so zunehmen, daß für unabhängige Forscher, die zugleich gute Dozenten sind, alle Zukunftaussichten schwinden. Und damit würde der endgiltige Zerfall deutscher Wissenschaft beginnen. Ernst Bitter.

❦

Die Hände.

Siebenzehn Tage. Achtzehn Tage. Am einundzwanzigsten Tag stand es sehr schlecht. Lautlos glitt die Schwester um das Lager. Mit großen flachen Händen strich sie über das Bett.

Sie starrte auf den Kranken. Ihre Augen spiegelten sein Antlitz; es war wie aus Wachs gegossen: scharfe Linien ragten aus dem Kissen. Die Blicke der Schwester waren eisgrau, regunglos. Ihre Gedanken zuckten hastig auf und ab. Der Kranke schläft nicht, er denkt nicht. Der Kranke spricht nicht, bewegt sich nicht. Der Kranke muß tot sein. Ein Schreck läuft durch den Körper der Schwester, läuft von den Schultergelenken herab bis in die Enden der Finger. In plötzlichem Ruck drücken sie aufs Kissen; etwas Knochiges liegt darunter.

Die Schwester bewegt ihren Kopf. Sie geht bis zum oberen Ende des Bettes. Jetzt steht sie still vor dem wachsgelben Antlitz. Eine der großen Hände legt sich auf die Stirn des Kranken; nach einer Weile gleitet sie hinunter: sie tastet nach seinem Herzen. Dort fühlt sie kein Leben; wie ausgestorben ist es.

Die Schwester bewegt die Lippen; sie beginnt, laut zu sprechen. Da . . . Ihre Stimme erstickt: der Kranke schlägt plötzlich die Augen auf. In der selben Sekunde bohren sich die Blicke der Schwester fest in seine, als wollten sie tief hinein bis ins Gehirn sehen. Grauen steigt in dem Kranken auf; seine Augen werden gläsern, Starrheit kommt über ihn. Die schrecklichen Blicke stechen wie eisige Nadeln.

Lautlos beugt sich die Schwester herab. Sie legt ihre Hände auf seinen Kopf. Der Kranke fährt zusammen; einen Augenblick; dann liegt er wieder regunglos wie vorher. „Möchten Sie irgend Etwas?“ Die Stimme der Schwester klingt dumpf, wie Metall, über das man ein dichtes Tuch gehängt hat.

Ein Zucken läuft durch den Körper des Kranken; grenzenlose Furcht packt ihn. Er antwortet nicht, wagt nicht, sich zu rühren: diese Hände hätten ihn sonst erstickt. Wie schwere Vögel lasteten sie auf seinem Kopf; er möchte aufspringen, um sie zu zerbrechen, vor ihnen zu entfliehen.

„Möchten Sie nichts? Fühlen Sie sich wohler?“

Wie von Peitschen getroffen, fuhr er auf. Seine Gedanken bitten, drohen, fluchen; sie wälzen sich im Kopf herum, schlagen gegen Stirn und Augen. Gequält wenden sie sich hin und her. Doch Alles hilft nicht. Diese entsetzlichen Hände legten sich immer fester um seinen Kopf.

„Möchten Sie gar nichts? Umschläge?“

Pause.

„Der Puls ist stärker geworden, ich fühle ihn gegen meine Hände klopfen.“

Aus bleigrauen Lippen stöhnts. Da, plötzlich, bewegt er schnell den Kopf; aber die großen flachen Hände halten ihn fest umklammert. Jetzt giebt es keine Rettung mehr. Erschöpft sinkt er zurück.

„Noch sehr schwach! Ruhe, nur Ruhe!“

Die Schwester bleibt bei ihm stehen; unausgesetzt starrt sie auf ihn.

Nach einer Stunde kommt der Arzt. Er stellt den Tod fest.

Einundzwanzig Tage krank . . . Mechanisch gleiten die grauen flachen Hände über das Bett.

Gabriele von Lieber.

Selbstanzeigen.

Ausblicke auf die Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschrittes für Leben und Denken des Menschen. Von H. G. Wells. Deutsch von F. P. Greve. J. C. C. Bruns' Verlag in Minden.

Der Uebersetzer möchte im Einverständniß mit dem Autor dieser deutschen Ausgabe eine kurze chronologische Anmerkung vorausschicken. Die „Anticipations" wurden geschrieben in den Jahren 1900 und 1901, zum ersten Mal gedruckt 1901 und 1902; die erste Ausgabe trägt das Datum 1902. Das ist für die Beurtheilung des Werthes der gegebenen Analysen insofern von Interesse, als dem Autor bei der Abfassung die Daten der londoner Volkszählung von 1901 noch nicht vorlagen. Das Buch war im Druck, als die Ergebnisse des Census publizirt wurden, und sie bestätigten klar die im zweiten Kapitel aus der Analyse wirkender Ursachen gezogenen Folgerungen. Auch bei der Lecture des Kapitels über die wahrscheinliche Entwickelung der politischen Grenzen darf man nicht vergessen, daß es geschrieben wurde, ehe Jemand an einen russisch-japanischen Krieg dachte und ehe noch der heute unabweisliche Zusammenschluß Chinas und Japans durch irgendwelche greifbaren Ereignisse vorauszusehen war. Diese heute schon der Geschichte angehörende Entwickelung ist in dem Buch aus rein theoretischer, innerer Nothwendigkeit heraus prophezeit. Es wird für Mr. Wells ein dauernder Ruhmesanspruch bleiben, daß er den Muth hatte, seiner theoretischen Erkenntniß allen praktischen Scheinverhältnissen zum Trotz Ausdruck zu verleihen ... Jede der in Romanform gekleideten Erzählungen ist wissenschaftlich fundirt; und wer, zum Beispiel, Wells' „Erste Menschen im Mond" mit dem entsprechenden Buch von Jules Verne vergleicht, muß einsehen, daß Wells in seinem Werk eine verblüffend einleuchtende, klare Interpretation bisher unerklärter Thatsachen liefert und daß er zugleich irdische Verhältnisse mit nahezu swiftischer Satire beleuchtet. Man denke an die Art, wie der Autor irdische, humanitäre Bestrebungen den Arbeitern oder vielmehr den Arbeitslosen gegenüber symbolisirt in dem narkotischen Rausch, den die Wissenschaft der Seleniten den Arbeitslosen auf dem Monde verordnet. Wenn die Bücher in Folge ihrer klaren Schreibart als „leichte Lecture" erscheinen können, so möge man nicht vergessen, daß Schwerfälligkeit im Ausdruck nicht nothwendig mit Wissenschaftlichkeit oder Tiefe gleichbedeutend ist.

Felix Paul Greve.

❦

Russisch-Asiatische Verkehrsprobleme. Studien zur russischen Kolonisationsarbeit in Asien. Halle, Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag. Eine Mark.

Ich benutze die Gelegenheit, meine kleine Schrift in der „Zukunft" anzuzeigen, um so lieber, als ich mich mit dem Herausgeber über die russische Frage ziemlich in Uebereinstimmung weiß. Drei Reisen in Rußland, darunter eine von mehr als sieben Monaten, haben mich die „unbegrenzten Möglichkeiten" des Zarenreiches kennen gelehrt. Eine dieser Möglichkeiten erörtert meine Schrift: ich versuche, eine Darstellung der Verkehrsbedürfnisse im asiatischen Rußland zu geben, die aus wirthschaftlichen und militärischen Gründen Befriedigung heischen. Ich gehe von den bereits geschaffenen Verkehrswegen aus und betrachte zunächst die Eisenbahnpläne, ihre wirthschaftliche Bedeutung und militärische Nothwendigkeit. Dann

werden in der selben Weise die Wasserbaufragen behandelt, namentlich das Problem der Ueberleitung des Amu-Darja in das Kaspische Meer. Die Schrift ist als Heft der vom Professor Dove in Jena herausgegebenen Sammlung „Angewandte Geographie" erschienen. Dr. Klemens Brakenburger.

Licht und Helligkeit. Fünfter Band von „Durch Kunst zum Leben". Eugen Diederichs, Jena.

Im letzten Jahrzehnt hat Deutschland eine neue Form der Geschmacklosigkeit hervorgebracht: die sogenannte Kunsterziehung. Wer je einen deutschen Kunsterziehungtag besucht hat, jene grotesken Veranstaltungen des Kunsthungers, der sich selbst befriedigen will, ohne Künstler und ohne Kunst überhaupt zu schmecken, wer den Kunststurm Thode, Liebermann, Böcklin, Thoma, Meier-Graefe beobachtete und Wirrsal ohne Ende Alles, was über Bildende Kunst denkt und schreibt, ergreifen sah, muß zweifeln, daß man ein Volk zu Etwas erziehen kann, das selbst nicht erzogen ist. Welchem Kunsterzieher soll das Volk glauben, da von fünfhundert Pädagogen jeder den anderen und den Künstler, zu dem Der erzieht, für lächerlich, unsinnig, verrückt oder tief unsittlich hält? In der Ueberzeugung, daß zehn Jahrgänge Kunstzeitschriften weniger werth sind als ein einziges Blümchen, das ein Knabe schöner, reiner, heiterer, als man bisher vermochte, zeichnen oder malen gelernt hat, setze ich im fünften Band meines Werkes „Durch Kunst zum Leben", der den Titel „Licht und Helligkeit" führt, meine Bemühungen fort, die Aufmerksamkeit von Kunst-Erziehung als einer neuen Form der Geschmacklosigkeit auf Künstler-Erziehung abzulenken. So lange man einverstanden ist, daß die natürlichen Erziehungstätten, die bereits geschaffenen Institute der Jugendbildung, Akademien, Kunstgewerbe- und Bauschulen, ungebildete, unerzogene, praktisch hilflose Maler und Zeichner entlassen, die Möbel, Tausende von Häusern, Kirchen und Denkmalen bauen und bilden, damit sie auf allen Straßen und, wo man geht und steht, Geschmacklosigkeit predigen, so lange ist Kunsterziehung des Volkes ein kolossaler Schwindel. Kunst wird im Stillen geschaffen von Denen, die es verstehen, so wie Kamine von Kaminkehrern gesäubert werden nach Methoden, über welche die Kaminkehrer sich verständigen, damit man dann „Kaminkehrererziehung" in die Wege leite. Die Köchin braucht den Kamin nicht selbst kehren zu lernen. Sie hat schon viel davon, wenn dessen Wind ihr die Suppe besser heizt. Um aber die Suppe besser zu kochen, muß sie gelernte Kochköchin sein, was man wiederum in der Küche lernt. Wirklich gute Suppe schmeckt dann unter allen Umständen. Sie macht sogar Appetit, der vorher nicht merklich war. Sie weckt den Hunger, um ihn zu stillen, was unsere „Kunsterzieher" nicht thun. Wer einen einzigen Schüler lehrte, einen einzigen nackten Körper in eigener Rhythmik schöner und stärker als Signorelli zu zeichnen, wäre mehr werth als eine Legion spießbürgerlicher Propheten des Nackten, die häßliche Schnürleiber photographiren und sagen: „Ei, wie schön sind wir, — der Mensch!" Wer Rhythmik und Impression, Linie und Farbfleck, ¿Poesie und Eindruck in einem einzigen Studienkopf Einige lehrte, hätte den Deutschen, der als Dichter und Denker die Hörner senkt gegen den Deutschen, der jubelt, daß er zum ersten Mal bemerkte, wie Maler Flecke machen, wenn sie malen, — er hätte sie Beide vom Stierkampf erlöst. Lothar von Kunowski.

1905.

Gern läßt man am Jahresende den Blick rückwärts schweifen, um sich noch einmal die wichtigsten Ereignisse vors Auge zu rufen und dann die Bilanz aufzumachen. Das Ergebniß erweckt oft Verwunderung; denn mancher Vorgang ist überschätzt, mancher aber auch zu niedrig gewerthet worden, so daß erst das Saldo zeigen kann, ob die Wage sich mehr zur Debet- oder mehr zur Kreditseite neigt. Weil das letzte Vierteljahr so viel Beängstigendes brachte, vergaß Mancher, daß 1905 uns nicht enttäuscht, sondern eine Aufschwungsperiode beschert hat, die nicht so bald ihresgleichen finden wird. In der Politik ist Deutschland im jetzt scheidenden Jahr auf abschüssiger Bahn fortgeschritten; im Wirthschaftleben ging es aufwärts. Der russisch-japanische Krieg, der am dreißigsten August durch Friedensschluß beendet wurde, hat der geschäftlichen Entwickelung nicht nur nicht geschadet, sondern sogar, durch die umfangreichen Bestellungen von Kriegsmaterial, Nutzen gebracht. An der Börse konnte sich, trotz dem Krieg, eine Hausse entwickeln, wie seit 1899/1900 nicht mehr; und auch der Marokkohandel, das wichtigste politische Ereigniß des vergangenen Jahres, drückte nicht allzu schwer auf die Stimmung. Dagegen hat die nahe Gefahr eines Krieges, zuerst mit Frankreich, dann mit England, verständigen Leuten ernste Sorge gemacht. Nur die Börse ließ den Pessimismus nicht lange herrschen. Erst der Aufruhr in Rußland, der in den letzten Monaten mit erneuter Heftigkeit ausbrach, ging den Kursen ans Leben. Von dem blutigen petersburger Sonntag und von den Folgen der Ermordung des Großfürsten Sergius hatte die Börse sich rasch wieder erholt. Aber die schwarzen Tage im Oktober und November trieben die Kurse nach unten. Höhepunkte in der Kursbewegung waren, von starken Kurssteigerungen auf einzelnen Spezialgebieten abgesehen, der dreißigste August (Friede) und der dreißigste Oktober (Verfassungmanifest des Zaren); diese „Verfassunghausse" unterbrach die erste starke Baissebewegung, die am siebenundzwanzigsten Oktober eingesetzt hatte. Daß die Börse sich nach beiden Seiten nicht sehr widerstandsfähig zeigte, ist, wie ich schon einmal erwähnt habe, als eine Folge der verkehrten Börsengesetzgebung anzusehen. Im Uebrigen ist nicht zu leugnen, daß die Kurse auch heute noch, im Verhältniß zu der Wirthschaftlage im Allgemeinen und den geschäftlichen Verhältnissen der einzelnen Unternehmen im Besonderen, vielfach zu hoch sind. Aus meiner Tabelle, die neben einander die Kurse vom Ultimo 1904, die vom dreißigsten August und die vom Dezember 1905 bringt, ist zu ersehen, daß die Einbußen gegen den höchsten Kurs des Jahres nicht sehr erheblich waren und daß manche Papiere noch über dem Niveau der Kurse vom vorigen Jahresende stehen.

	31.12.04		30.8.05	16.12.05
Bochumer	233,25		257,90	240,10
Laurahütte	258,90		271,90	236,40
Gelsenkirchen	231,25		236,40	222,—
Deutsch-Luxemburger	202,—	(Kurs v. 27. 3. 05)	267,75	260,—
Deutsche Bank	235,90		244,80	237,75
Dresdener Bank	158,50		166,—	160,25
Darmstädter Bank	142,—		150,75	144,50
Packetfahrt	129,50		174,—	160,90

	31.12.04	30.8.05	16.12.05
Canada Pacific	138,80	163,—	174,75
Allgemeine Elekt.-Ges.	226,60	236,10	217,80
3prozentige Reichsanleihe	89,90	89,90	89,—

Daß von den Kursrückgängen fast nur Montanaktien empfindlich betroffen wurden, obwohl die Bergwerk- und Hüttengesellschaften mit guten Ergebnissen rechnen durften, ist leicht zu erklären: die Spekulation liebt dieses Gebiet und die Kurse bieten deshalb den von einer Baissepartei ausgehenden Angriffen die meisten Chancen. Bemerkenswerth ist die Steigerung der Pacific-Aktie; ihre Ursache die zunehmende Rentabilität der Gesellschaft und die Aussicht auf günstige Landverkäufe. Der Tanz um Deutsch-Luxemburg, der das Papier bis zum Höchstkurs von 293 trieb (die in meiner Tabelle angeführte Notiz ist der Einführungskurs der zusammengelegten Aktien nach der letzten Sanirung), und die Bewegung in Packetfahrt-Aktien, die durch Dividendengerüchte eingeleitet und gefördert wurde, bis der Konflikt mit dem Lloyd ausbrach (der Kurs ist trotzdem noch wesentlich höher geblieben, als die Ultimonotiz 1904 war): diese Details muß der Scheidende wohl einen Augenblick betrachten.

Ein besonderes Kapitel gebührt den Vorgängen auf dem Russenmarkt. Russische Renten haben durch die aufregenden Nachrichten aus dem Zarenreich im Durchschnitt 15 Prozent eingebüßt. In Deutschland und Frankreich zusammen sind etwa 10 Milliarden Mark russischer Anleihen untergebracht. Das ergäbe also einen nominellen Verlust von $1\frac{1}{2}$ Milliarden, von dem auf das deutsche Kapital, das 3 Milliarden in russischen Staatsfonds angelegt hat, etwa 450 Millionen entfallen würden. Die wirklichen Verluste sind natürlich viel geringer; denn die genannten Ziffern würden voraussetzen, daß der Gesammtbetrag der russischen Papiere zu den höchsten Kursen erworben und zu den niedrigsten verkauft worden wäre. Wenn beträchtliches Kapital durch die Verkäufe russischer Effekten frei geworden wäre, so mußte es übrigens doch anderswo sichtbar werden; der Russenbaisse ist aber weder eine Aufwärtsbewegung der Dividendenpapiere oder der deutschen Anleihen noch eine Verbilligung des Geldes gefolgt. Im Gegentheil: das Geld ist gerade im letzten Vierteljahr so theuer geworden, wie es kaum je vorher war. Der Reichsbankdiskontsatz von 3 Prozent, der bis zum elften September galt, wurde, nach kurzen Pausen, schließlich verdoppelt. Mit einer Rate von 6 Prozent geht das alte Jahr zur Rüste. Das Centralnoteninstitut ist ungewöhnlich stark in Anspruch genommen worden. In den ersten Monaten bestand noch eine steuerfreie Notenreserve von 508,97 Millionen als Rekord; und sieben Monate später, am dreißigsten September, gab es einen zweiten Rekord: die höchste bisher erreichte Steuerpflicht von 450 Millionen. Zwischen beiden Ziffern besteht eine Spannung von beinahe einer Milliarde; so hat der Status der Bank sich verschlechtert. Die Bank von England brauchte ihren Zinsfuß nicht über 4 Prozent hinaus zu erhöhen; und Tägliches Geld war in den letzten Wochen des Jahres drüben noch zu 1 bis $1\frac{1}{2}$ Prozent zu haben, während in Deutschland $4\frac{1}{2}$ gezahlt werden mußten. Die Bedrängniß der Reichsbank und die Geldtheuerung ist wohl hauptsächlich durch die vor dem Herrschaftantritt des neuen Zolltarifes forcirte Thätigkeit in der Industrie (gesteigerte Ausfuhr, vermehrter Bezug ausländischer Rohstoffe) zu erklären; ferner durch die Verminderung der russischen und französischen Guthaben, die abnorm hohen Geldsätze in Amerika und durch die gesteigerte Emissionthätigkeit, besonders auf dem Gebiete der ausländischen Anleihen. Den zuletzt an-

geführten Grund hat man nicht überall genügend beachtet. Beziffert man die Höhe des 1905 in neuen Emissionen angelegten Kapitals auf rund 4500 Millionen, so kommen davon rund 1050 Millionen auf fremde Anleihen. Rußland nahm 324 Millionen auf; Japan im Ganzen 265; Rumänien (abgesehen von der Konvertirung von 425 Millionen Francs fünfprozentiger Rente in vierprozentige) 100; Serbien 110; die Türkei 49; Mexiko 120; und der brasilianische Staat Sao Paulo 78 Millionen. Da ist viel deutsches Kapital ins Ausland gewandert. Daß für unsere Reichsanleihe von 300 Millionen zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren 3½ Prozent Zinsen angeboten wurden, war erfreulich; der dem Bedürfniß entspringende Zinstypus kommt wieder zu Ehren. Wer fragt, warum die Rentenwerthe der großen Staaten namentlich in der zweiten Hälfte des Jahres sanken (daß sogar die französische Rente unter Pari fiel, war ein Unikum), bekommt gewiß die Antwort: Rußlands Schuld. Eine Ausnahme machte die italienische Rente; das Land blüht auf und wird von den russischen Ereignissen nicht berührt. Deutschland und Frankreich sind der Gefahr viel näher; und doch wäre es thöricht, ihre Anleihen deshalb schlechter zu beurtheilen. Wird Rußland seine Verpflichtungen erfüllen? Der Januarcoupon wird jedenfalls (oder ist schon) eingelöst. Die geplante internationale Anleihe von 1800 Millionen Francs aber blieb undurchführbar. Die Ziffern der russischen Ein- und Ausfuhr zeigten Ende Oktober noch keine Abnahmen; manche industrielle Unternehmungen, die eigene Betriebe in Rußland haben, wurden aber durch die Arbeiterunruhen geschädigt. Besonders arg die Laurahütte, die ihre Aktionäre deshalb durch eine um 1 Prozent niedrigere Dividende enttäuschte. Die Zukunft Rußlands birgt auch für die deutsche Montanindustrie eine Schicksalsfrage.

Vorläufig zeigt der Montanmarkt, bei uns und im Ausland, alle Merkmale günstiger Entwickelung. Das Jahr 1905 brachte sehr viele Kapitalserhöhungen; man will noch zu dem alten Zollsatz unter Dach kommen und steigerte und erweiterte deshalb den Betrieb. Die neuen Handelsverträge spielten im letzten Lebensjahr der alten überhaupt eine große Rolle. Die Montansyndikate haben schon für die erste Hälfte des nächsten Jahres, zum Theil auch, wie das Kohlensyndikat, schon darüber hinaus, die Preise erhöht; ob diese Maßregel zu rechtfertigen sein wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist nicht zu vergessen, daß theure Kohle in Zeiten des Rückganges die Rentabilität der Industrie zu hemmen pflegt. Die Gegensätze sind nicht geschwunden: Kohlensyndikat und Hüttenzechen, Stahlwerkverband und Halbzeugverbraucher stehen einander nach wie vor gegenüber; und die neuen Concerns von der Art Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde haben Schule gemacht. Das ist aus durchgeführten und aus geplanten Fusionen (Deutsch-Luxemburg; Rombacher Hüttenwerke) deutlich zu erkennen. Den alten Syndikaten droht daher Gefahr und sie suchen sich zu wehren, wie der Stahlwerkverband, der seine Ausfuhrvergütungen nur noch bestehenden und gesicherten Kartellen gewähren will. Und der Osten macht gegen den besser organisirten Westen mobil. Zwar hat es der Oberschlesische Stahlwerkverband in der Syndizirung weiter gebracht als der westliche, dem die Produkte B noch fehlen; aber die östliche Kohlenbranche hat kein Syndikat wie die im Ruhrrevier. Die noch im letzten Monat erreichte Interessengemeinschaft zwischen den Grubenverwaltungen der Grafen Schaffgotsch und Ballestrem und der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfsgesellschaft zeigt den Weg zu einer Neuorganisation der oberschlesischen Kohlenindustrie. Die großen Kohlenfirmen Caesar Wollheim und

Emanuel Friedländer & Co. werden nun nicht mehr an einem Strang ziehen; die eine wird hauptsächlich den Westen, die andere den Osten vertreten.

Die Kohlenindustrie stand im Zeichen des Bergarbeiterausstandes, dessen Nachwirkung bis in den Herbst hinein fühlbar blieb. Verminderung der inländischen Kohlenproduktion um etwa 5 Millionen Tonnen; Verluste am Absatz im In- und Ausland und Steigerung der Einfuhr fremder Kohle; finanzielle Verluste bei den betroffenen Gesellschaften und sehr große Lohnausfälle bei der Arbeitern (die Beträge schwanken zwischen 50 und 100 Millionen); niedrigere Dividenden (Gelsenkirchen und Harpen geben 1 Prozent weniger): so sahen die Strikefolgen aus. Die Berggesetznovelle brachte nicht den gewünschten Ausgleich. Die Bergherren hielten sich für das Verbot des Wagennullens durch die Beschränkung der Freizügigkeit schadlos. Die Mißstimmung nahm zu und die Gefahr eines neuen Ausstandes ist noch nicht geschwunden. Aus den unerquicklichen Zuständen zogen die Leiter des Bergbaulichen Vereins in Dortmund, Kirdorf und Krabler, die Konsequenz: sie schieden aus ihren Aemtern. Daß die Lex Gamp mit der fünfjährigen Muthungsperre sich der selben Antipathien erfreuen darf wie die anderen Berggesetzreformen, hat sie der geradezu beängstigenden Ueberspekulation im Kalibergbau zu verdanken, die aus der angedrohten Sperre erwuchs. Mögen der Kalispekulation die Faluzot und Cronier erspart bleiben! Das Treiben dieser Herren soll auf dem Zuckermarkt Verluste von 350 bis 400 Millionen herbeigeführt haben. Die Bilanzen mancher Raffinerien sehen denn auch recht übel aus. In Deutschland und in Oesterreich regte sich der Wunsch nach einem Zusammenschluß. Auch andere Verluste waren zu buchen. Dem Bergarbeiterstrike folgten die Ausstände der Metallarbeiter in Bayern und der Bauleute in Rheinland-Westfalen. Dazu kamen die umfangreichen Aussperrungen im Baugewerbe und in der Elektrizitätindustrie und die beiden großen Lockouts in den Textilbetrieben von Thüringen und Sachsen.

Die Fiskalisirung ist nicht wesentlich vorgeschritten. Die Hibernia ist auch jetzt, nach dem unfreiwilligen Rücktritt Möllers, noch nicht verstaatlicht; die Entscheidung liegt beim Syndikat. Zum Friedensschluß zu drängen scheint auf den ersten Blick das höchst merkwürdige Urtheil des Oberlandesgerichtes in Hamm, das die im Sommer 1904 so heiß umstrittene Kapitalserhöhung (um $6^1/_2$ Millionen) für ungiltig erklärt. Danach hätte der Fiskus schon jetzt die Majorität und könnte nach Belieben mit der Hibernia schalten. Daß wirklich, trotzdem inzwischen die Vertreter der Dresdener Bank und des Staates die neue Bilanz der Gesellschaft genehmigt und dem Vorstand und Aufsichtrath Entlastung ertheilt, den voraufgegangenen Amtshandlungen Beider also zugestimmt hatten, ein solches Urtheil gefällt werden könne, hatte kein Jurist und kein Bankmann erwartet. Und es ist mindestens zweifelhaft, ob das Reichsgericht diesem Spruch Rechtskraft verleihen würde. Aus dem einträglichsten Montangeschäft des Jahres 1905, dem Verkauf von Kohlenfeldern aus dem Besitz der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz, zog der Staat insofern Nutzen, als er sich an der im Anschluß an die Transaktion gegründeten Rheinisch-Westfälischen Bergwerksgesellschaft betheiligte. Bayern hat die ihm zugeschriebene Absicht, eine große Kohlenzeche zu erwerben, noch nicht ausgeführt.

Wenn man nach dem Umfang der Kapitalserhöhungen und Betriebserweiterungen urtheilen darf, ist ein gewinnreiches Jahr zu erwarten. Vielfach war starke Anspannung der liquiden Mittel die Ursache des Kapitalbedarfs, so in Gelsen-

kirchen, wo es gleich 11 Millionen neuer Aktien und 30 Millionen Obligationen gab. Das ist ein Bischen viel. Manches Bergwerks- und Hüttenunternehmen krankt an den Konsequenzen einer Ueberkapitalisirung. Wichtig ist, daß der Rohgewinn der großen gemischten Werke der Montanindustrie im Geschäftsjahr 1904/05 um 5 auf 57,72 gestiegen ist, während die Produktionmenge bisher unverändert blieb. Eine weitere Steigerung der Erträgnisse würde also, wenn die Produktion nicht zunimmt, von einer Erhöhung der Preise abhängen. So lange mit einer starken Ausfuhr gerechnet werden kann, wird Alles nach Wunsch gehen; wenn aber die Rentabilität auf den inländischen Absatz gestellt bleibt, wird die Lage sich vielleicht ändern, zumal als erschwerender Umstand für die internationale Konkurrenz noch die ungeheuer vermehrte Roheisenproduktion Amerikas hinzukommt. Gutes wird von den neu angebahnten Beziehungen zwischen unserem Stahlwerkverband und dem amerikanischen Stahltrust auf der einen, der deutsch-österreichischen Montanindustrie (Berliner Handelsgesellschaft und Wittgensteingruppe) auf der anderen Seite erhofft.

Daß die Elektrizitätindustrie mit den Ergebnissen des Jahres 1905 zufrieden sein darf, bezeugen die Dividenden der großen Gesellschaften (A.-E.-G. + 1, Siemens & Halske + 2, Schuckert + 4). Die A.-E.-G. konnte die ersten 100 Millionen ihres Aktienkapitals voll machen und schon jetzt ihren nie zufriedenen Aktionären eine ungeschmälerte Rente auch für das erhöhte Kapital versprechen.

Sehr reges Leben herrschte im Reich der Banken. Die Berliner erobern mehr und mehr die deutschen Provinzen. Bayern hieß diesmal die Losung. Die Deutsche Bank ging nach Nürnberg, die Dresdener nach München, die Diskonto-gesellschaft betheiligte sich an der Gründung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank, die Darmstädterin an der Bayerischen Bank für Handel und Industrie. Die Berliner Bank fand endlich die langersehnte Unterkunft bei der Kommerz- und Diskontobank; die Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen wurde mit der Ostdeutschen Bank in Königsberg, die Braunschweigische Bank (mit ihr ist abermals eine private Notenbank verschwunden, so daß deren jetzt nur noch vier bestehen) mit der Braunschweigischen Kreditanstalt, die Sächsische Diskontobank mit dem Dresdener Bankverein, die Ostfriesische Bank mit der Osnabrücker Bank vereinigt. Die Deutsche Bank erhöhte ihr Kapital um 20 Millionen auf 200, die Rheinische Diskontogesellschaft, um die Neuwieder, die Bochumer und die Westfälische Bank aufnehmen zu können, das ihre um 16 Millionen; die Essener Kreditanstalt um 8, die Magdeburger Privatbank um 6, die Hamburger Hypothekenbank um 8 Millionen. Neu gegründet wurden: die Süddeutsche Diskontogesellschaft in Mannheim; die Bank für Thüringen (B. M. Strupp in Meiningen) und die Schlesische Handelsbank in Breslau (vorher Perls & Co. in Breslau). Die Deutsche Bank errichtete eine Bank für Centralamerika mit Filiale in Guatemala; die Dresdener Bank schloß mit Morgan einen Pakt und gründete eine Auslandsbank mit Niederlassung in Buenos Aires. Die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft bemühten sich um die Bereicherung des deutschen Marktes mit amerikanischen Eisenbahnpapieren (Chicago Rock Island; Pennsylvania-Bahn). Die Banken haben sehr gute Geschäfte gemacht und die meisten werden wohl höhere Dividenden geben, wenn nicht der Kursrückgang auf dem Russenmarkt und der erschreckend schlechte Stand der Goldminenaktien Zurückhaltung bei der Ausschüttung der Gewinne fordern.

Das neue Jahr beginnt mit mancher offenen Frage. Was wird die neue Zollaera, was wird Rußland, was Amerikas Wirthschaft, was endlich werden die Steuervorlagen des Herrn von Stengel dem Geschäftsleben bringen? Ladon.

The Byzantine Empire.

I. „In allen Gauen Deutschlands hat man dem Begründer des neuen Deutschen Reiches, Wilhelm dem Ersten, Monumente aus Marmor und Bronze errichtet; aber das schönste und unvergänglichste Denkmal, jenes, das sich der große Herrscher in seinen eigenen Aufzeichnungen gesetzt, harrte bis jetzt der Enthüllung... Aus einem Schreiben des Kaisers sehen wir, welches Interesse er künstlerischen Veranstaltungen entgegenbrachte. Im April 1872 gelangte in der Königlichen Oper das Ballet ‚Militaria‘ zur Aufführung, das sich auf den deutsch-französischen Krieg bezog. Nach einer der Proben schreibt der Kaiser an den Generalintendanten von Hülsen: ‚Außer dem zu modifizirenden Cancan bemerke ich zu dem Ballet noch, daß es mir passender erscheint, daß erstens nicht der Offizier den Revolverschuß auf den Anführer der Franctireurs thut, weil Das nur im engsten Handgemenge stattfinden kann, sondern daß ein Soldat neben dem Offizier erscheint, dem der Offizier angiebt, auf wen er schießen soll, worauf der Schuß aus dem Gewehr erfolgt. Gasperini (der Balletmeister) muß den Rausch etwas modifiziren und zuletzt nicht mitten auf der Bühne hinfallen, sondern nah der Coulisse und rasch verschwinden. Wenn der Statist Braun einen Geistlichen darstellen soll, so wäre es besser, einen Ortsrichter daraus zu machen, weil der geistliche Talar zu sehr mit dem Burlesken kontrastirt. Es thut mir leid, daß ich weder das Vorspiel noch das Nachspiel gesehen habe; und da Dies nach der Generalprobe nicht mehr zu ändern ist (Das heißt: es extra ausführen), so frage ich an, ob die Aufführung nicht verschoben werden könnte um einige Tage, so daß am Donnerstag Vor- und Nachspiel extra für mich stattfinde und die letzte Probe dann ebenfalls einige Tage später‘. Merkwürdig ist, daß es bis jetzt an einer Sammlung der für die Erkenntniß von Geist, Charakter und Gemüth unseres alten Kaisers wichtigsten eigenen Aeußerungen fehlte.“ (Berliner Lokalanzeiger.)

II. „Als in den Abendstunden des achten Juni 1905 die Trauerkunde durch Deutschland lief: Fürst Leopold von Hohenzollern ist verschieden, da erfaßte Tausende und Abertausende ein überwältigender Schmerz, der die Lippen zucken machte und manches Auge, dem Thränen fremd geworden, feucht werden ließ. Warum diese herbe Trauer? Weil Niemand der leutsäligen Liebenswürdigkeit des Fürsten, der ihm alle Herzen gewonnen, ohne tiefe Rührung gedenken konnte. Weil die Saat, die seine Güte und opferfreudige Nächstenliebe ausgestreut, nun so plötzlich schnittreif geworden. Weil Alle sich bewußt waren, daß uns ein leuchtendes Beispiel genommen in dem unvergeßlichen Fürsten, der, auf des Landes Wohlfahrt unablässig bedacht, allen Berufszweigen gern jede mögliche Förderung gewährte; der, für das Gute und Schöne warm empfindend, als ein werkthätiger Gönner für Wissenschaft und Kunst sich erwies.“ (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals.)

III. „Der Kronprinz hat neulich seine Gemahlin durch einen kleinen Scherz erschreckt. Auf der vor der Matrosenstation im Jungfernsee verankerten Fregatte wollte das junge Paar eine Segelfahrt auf der Havel unternehmen und ließ sich an das aufgekettete Schiff heranrudern. Die Kronprinzessin hatte bereits in diesem Platz genommen und der Kronprinz wollte eben überfsteigen, als er scheinbar das Gleichgewicht verlor und kopfüber in die Havel stürzte. Erschreckt erhob sich die Kronprinzessin; aber ihr Schreck war unnöthig; denn der Kronprinz, hell auflachend, schwamm drüber.“ (Kleine Presse.)

IV. „Mit dem zwanzigsten September ist Kronprinzessin Caecilie in ihr zwanzigstes Lebensjahr eingetreten. Fortan wird dieser Tag ein Merkstein im Jahresring für die deutsche Nation werden... In einem Kreis, wo das Haupt der Familie noch vor

wenigen Tagen einen so wunderbar tiefsinnigen Vergleich aufzustellen wußte zwischen dem deutschen Haus und der Stammburg Hohenzollern, da muß ein Geist des wärmsten gegenseitigen Verständnisses, einer durch lebendigen Glauben noch mehr verklärten Harmonie auch im Innern, im engen und engsten Verbande walten, da muß der schönste Edelstein im Diadem die Liebe sein ... Einen Sieg gewann die Kronprinzessin schon bei dem denkwürdigen Einzug in das rosenleuchtende Berlin durch ihre bestrickende Anmuth. Alle Anzeichen deuten darauf, daß diese nur der Widerschein war einer reichen Seele und eines warmen Gemüthes. Und die sind unbesiegbar". (Das Reich.)

V. „Prinz Eitel Friedrich ist der erklärte Liebling der Hofgesellschaft. Ein begabter Jüngling, in allen ritterlichen Künsten erfahren, genießt er den Ruf einer starken Initiative und Schwungkraft. Er hat seinen eigenen Willen und ist wenig zu beeinflussen. Aber auch die hohe Braut wird als eine Dame von selbständiger Auffassung angesprochen, die sich nicht leicht fremden Einflüssen beugt. Nichts Rührenderes kann es geben als die zwischen ihr und ihrer Stiefmutter bestehende Freundschaft. Nicht nur für das Herz, sondern auch für die Lebensklugheit der fürstlichen Braut sprechen diese Beziehungen. Das nasse Milieu des Wassersports nimmt zwar im häuslichen Kreis das Interesse der oldenburgischen Herrschaften gefangen; es wird aber auch Musik dort gemacht. Der hohen Braut wird nachgerühmt, daß sie eine begeisterte Wagnerianerin sei, während der Bräutigam bei gutem Verständniß die vermittelnden Richtungen bevorzugt". (Berliner Lokalanzeiger.)

VI. „Der Kaiser ließ den Dichter Ludwig Ganghofer telegraphisch aus München zu sich bitten und empfing ihn heute in fast einstündiger Audienz auf der Burg. Der Kaiser sagte, er und seine Söhne seien große Verehrer des Dichters. Er erzählte dann Ganghofer von seinen Nordlandreisen, wobei er interessante Vergleiche zwischen Gebirge und Meer zog und Beiden ihre eigenartigen Vorzüge zusprach." (Münchener Neuste Nachrichten.)

VII. „Während er Modell stand, berührte Kaiser Wilhelm literarische und theatralische Themata. Er sprach sehr eingehend über französische Malerei der neueren Zeit und zeigte ein so sicheres Urtheil und ein so hervorragendes Verständniß, als wäre er Maler von Beruf. Der Maler meinte, er könne mit seinem Werk zufrieden sein; der Kaiser aber hob drohend den Finger und sagte dann lächelnd: ‚Ei, ei, Meister, seien Sie nicht zu stolz! Wir werden Kritik daran üben.'" (Berliner Lokalanzeiger.)

VIII. „Während seiner siebenzehnjährigen Regierungzeit vollzog Kaiser Wilhelm rund 30000 Entscheidungen und vollzog rund 35000 Unterschriften. Zu bemerken ist, daß oft Hunderte von Ernennungen und Berichten durch eine einzige Unterschrift des Monarchen Rechtskraft erhalten. Bemerkt sei ferner, daß der Kaiser eine große Anzahl der ihm zum Vollzug der Unterschrift vorgelegten Schriftstücke trotz der verantwortlichen Gegenzeichnung gründlich durchliest. Auch ihm vorgelegte Pläne und Entwürfe studirt der Kaiser sehr oft gründlich. Tinte und Buntstift des Monarchen vernichtet dann oft eine Wochen oder Monate lange Arbeit mit einem Schlag. Neben dieser schriftlichen Regierungarbeit darf auch die spezifisch geistige und mündliche nicht vergessen werden." (Das Kleine Journal.)

IX. „Die Strecke bei der Kaiserjagd in Pleß bestand aus 2842 Fasanen, 97 Hasen, 9 Kaninchen, 1 Huhn und drei Nußhähern. Davon erlegte Kaiser Wilhelm 635 Fasanen, 5 Hasen, 1 Nußhäher, zusammen 639 Geschöpfe. Sonnabend jagte der Kaiser vormittags im Revier Eichwald, nachmittags im Revier Ponowietz." (Tägliche Rundschau.)

X. „Als der Kaiser zur Antrittsvorlesung des Professors Peabody erschien, wurde er mit achtungvollem Schweigen und Entblößung der Köpfe empfangen. Er schien mehr erwartet zu haben; denn während er zuerst freundlich gegrüßt hatte, schritt er nun, ohne

seitwärts zu blicken, auf die Flügelthür zu. Als die Feier zu Ende ging, trat einer der Hausbeamten aus der Aula und sagte mit gedämpfter, aber bis zu mir hin deutlich vernehmbarer Stimme zu uns auf Korridore und Treppen gedrängten Studenten: ‚Die Herren werden gebeten, wenn Seine Majestät die Aula verläßt, ein Hoch auszubringen.‘ Ich war einfach starr. Aber die Aufforderung war an die richtige Adresse gerichtet. Denn nachdem das übliche ‚Hoch‘ der in der Aula Versammelten verklungen war und der Kaiser hinaustrat, wurde er mit dreimaligem ‚Hurra‘ geehrt, das sich noch einmal wiederholte, als er auf der Treppe stehen geblieben war, um sich den oben vergessenen Mantel bringen zu lassen. Er war sichtlich erfreut über die Ovation; ob ers auch gewesen wäre, wenn er ihre Entstehung geahnt hätte? Vielleicht, wahrscheinlich wäre auch ohne die Aufforderung Hurra gerufen worden; daß es aber die Kommilitonen nach solcher Aufforderung zu thun vermochten, ist mir noch heute unbegreiflich“. (Aus einem Studentenbrief.)

XI. „Von seiner Mutter hat Wilhelm der Zweite die künstlerische Begabung geerbt, die ihn zu einem Künstler von großer Phantasie, wenn auch nicht von technischer Vollkommenheit machte. Das Erbtheil ihres reichen Geistes ist auch die außerordentliche Beweglichkeit und Vielseitigkeit im Wissen des Kaisers, die ihn zu dem am Meisten universal gebildeten und wohlunterrichteten Manne macht, den ich kenne. Er hat alle wichtigsten Werke gelesen. Sein bewundernswerthes Gedächtniß befähigt ihn, aus diesem Schatz des Wissens nach seinem Belieben zu schöpfen, und dazu kommt noch, daß er die persönliche Bekanntschaft fast aller Männer genießt, die in irgend einem Theil der Wel den Fortschritt der Menschheit gefördert haben, und eben so klar wie eindringlich über alle die Dinge reden kann, die für das Wohl der Menschheit von Nutzen sind. Er kenn die Einrichtung eines Kriegsschiffes eben so gut wie die Geheimnisse eines Kohlenberg werkes; er kann mit der selben Geschicklichkeit eine Lokomotive führen wie eine Kaval lerie-Division leiten. Er ist über die Produktivkraft jedes Landes genau unterrichtet und stellt in sich eine Encyklopädie dar, der von der materiellen Lage seines Volkes nichts un bekannt ist. Von seinem Vater hat er die Gabe, durch ein liebenswürdiges Lächeln und ein freundliches Wort die Liebe Aller zu gewinnen, denen er begegnet. Seinem Groß vater ist er ähnlich in seiner soldatischen Einfachheit und der treuen Anhänglichkeit an di Traditionen seines Hauses. Er ist ein wirklicher Redner und kein Phrasenmacher. Be den vielen Gelegenheiten, bei denen ich ihn reden hörte, war keine, bei der er nicht eben s inhaltreiche Kenntniß wie dramatische Schlagkraft an den Tag gelegt hätte. Seine Vor liebe für militärische Uebungen hat er mit fast allen seinen Vorfahren gemein; aber er is im eigensten Sinn des Wortes der Führer seines Heeres und er hat selbst sein Volk in den Glauben befestigt, daß er, falls ein Krieg ausbrechen würde, als ein zweiter Friedrich de Große seine Armee persönlich führen würde. Während der Herbstmanöver 1888 gab er sei nen Kriegern einen Vorgeschmack von Dem, was unter seiner Führung geleistet werden solle, und das Resultat war, daß alle älteren Generale sich dazu unfähig zu fühlen anfingen Der Kaiser, der von einem großen Stab höherer Offiziere umgeben war, durchbrach plötz lich den Kreis seiner Generale und stürmte im Galop quer über das Feld bis zu einem stimmten Punkt, wobei er die Gräben nicht scheute. Alle, die dabei tapfer mitkamen, moc sich als noch kräftig zum Dienst fühlen. Die zurückblieben oder sich allzu angestrengt füh wurden dadurch belehrt, daß sie für die Strapazen eines wirklichen Feldzuges nicht kräftig genug seien.“ (Poultney Bigelow; in vielen deutschen Zeitungen veröffentli

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in B
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.